

KATHOLISCHE SonntagsZeitung

FÜR DEUTSCHLAND

127. Jg. 25./26. Januar 2020 / Nr. 4

www.katholische-sonntagszeitung.de

Einzelverkaufspreis 1,80 Euro, 2063

Grüffelo: Ein Monster kommt ins Museum



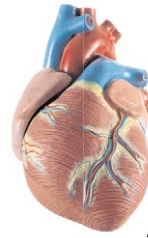
Lange Zähne, Stacheln, feurige Augen: So sieht der Kinderbuchheld Grüffelo aus. Zum 20. Geburtstag widmet ihm das „Junge Museum Speyer“ eine Ausstellung für Groß und Klein. **Seite 21**

Vor 75 Jahren: Ende der Tötungs-Maschinerie



Am 27. Januar 1945 befreite die Rote Armee das Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau. Die Soldaten standen vor einem erschütternden Zeugnis des Massenmords. **Seite 18/19 und 26**

Bundestag: Organspende bleibt freiwillig



Organspende ja – aber nicht ohne Zustimmung des Spenders: Die Kirchen zeigen sich mit der Entscheidung des Bundestags zur Organspende sehr zufrieden (Symbolfoto: imago images/imagebroker). **Seite 4 und 8**

Vor allem ...

Liebe Leserin, lieber Leser

In vielen Gemeinden klappt es reibungslos, wenn ein neuer Pfarrer kommt und der alte im Ruhestand am Ort bleibt. Die beiden ergänzen sich wunderbar. Es soll allerdings auch Fälle geben, wo es nicht ganz so super läuft. Etwa, wenn theologische Vorstellungen auseinandergehen oder unklar wird, wer verantwortlich und zuständig ist. Und wie steht es mit dem alten und dem neuen Papst (Seite 7)? Im Moment sieht es beinahe so aus, als hätte Benedikt XVI. nach seiner Emeritierung Rom schnellstmöglich weit, weit hinter sich lassen sollen. Das Bistum Regensburg oder der Markt Pentling hätten ihn bestimmt gerne aufgenommen. Sein Bruder Georg wäre nicht weit weg. Dass Journalisten ihn dort besuchen, dass er um Aufsätze gebeten wird und dass Verlage und andere Theologen probieren, mit seinem Namen ein Buch zu lancieren: Das hätte dort allerdings genauso passieren können. Dann freilich wäre jetzt kein Erzbischof Georg Gänswein da, der vor Ort geduldig zwischen den Päpsten hin- und herläuft und die Wogen glättet. Und jeder würde fordern, dass der alte Papst in Rom zu residieren hat. Hinterher ist eben jeder schlauer.



Ihr
Johannes Müller,
Chefredakteur

Gemeinsam unterwegs

Am 30. Januar beginnt in Frankfurt die erste Versammlung des „Synodalen Wegs“. Er ist mit großen Hoffnungen verbunden, macht aber vielen Gläubigen auch Angst. Kardinal Reinhard Marx, Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz, nimmt im Exklusivinterview Stellung. **Seite 2/3**



Foto: Kiderle

EXKLUSIVINTERVIEW MIT KARDINAL MARX

„Wir sind katholisch!“

Vorsitzender der Bischofskonferenz erläutert das Ziel des Synodalen Wegs: Möglichst klare Ergebnisse – Letzte Entscheidung liegt aber immer beim Papst

Am 30. Januar tagt in Frankfurt die erste Versammlung des Synodalen Wegs. Er war schon im Vorfeld von heftigen Diskussionen begleitet. Papst Franziskus veranlasste er zu einem „Brief an das pilgernde Volk Gottes“ in deutscher Sprache, was manche an die Enzyklika „Mit brennender Sorge“ während des Hitler-Regimes erinnerte. Kardinal Reinhard Marx (Foto), der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, erläutert im Exklusivinterview für die deutschen Diözesanzeitungen das Vorhaben.

Herr Kardinal, bald beginnt der Synodale Weg in Deutschland. Die Erwartungen sind riesig. Was darf man realistisch erwarten?

Man darf erwarten, dass sich Priester, Bischöfe und Laien gemeinsam Gedanken machen, wie wir in dieser schweren Umbruchzeit und Krise in die Zukunft gehen. Wir wollen die Kirche nicht neu erfinden. Aber wir haben das Notwendige und Mögliche zu erkennen und dann zu tun. Wir kön-

nen nicht ausweichen und die Situation schönreden.

Was steht am Ende des Synodalen Wegs?

Das weiß ich nicht, sonst wäre ich ja selber der Synodale Weg. Ich hoffe, dass am Ende eine größere Einmütigkeit und Motivation steht, eine größere Klarheit, wie wir weitergehen wollen.

Was erhoffen Sie sich in den einzelnen Themenforen?

Der Ausgangspunkt war die Diskussion um die Missbrauchskrise. Das wird immer schnell vergessen, weil man meint, die Krise sei vorbei. Nein, wir haben uns den Ursachen und Konsequenzen noch nicht ausreichend gestellt. Die Themen des Synodalen Wegs sind aus der Studie über den Missbrauch erwachsen. Es ist auffällig, dass die Wissenschaftler dieselben Fragen aufwerfen, die schon seit Längerem in der Kirche diskutiert werden.

Was erwarten Sie im Themenfeld Macht und Gewaltenteilung?

Auch wenn wir in der Kirche in Deutschland eine längere Tradition der Mitverantwortung haben, ist mehr nötig. Macht muss geteilt und kontrolliert werden. Wir müssen sagen können, wir sind in den Entscheidungen transparent, wir haben klare Verantwortlichkeiten, es gibt eine Kontrolle der Macht, etwa durch Verwaltungsgerichtsbarkeit und Nachprüfbarkeit von Entscheidungen. Das ist alles im Ansatz im jetzigen Recht da. Aber da ist noch nicht das erreicht, was man erreichen müsste. Darüber sollte man reden.

Was erhoffen Sie bei der Sexualmoral?

Das ein Mann und eine Frau wünschen, eine lebenslange Bezie-

hung zu haben, sich für immer zum anderen zu bekennen und das auch in der sexuellen Liebe auszudrücken, ist doch für die meisten Menschen ein richtiges Ideal. Es ist also gar nicht so abwegig, was die Kirche zur Sexualität sagt. Aber wie gehen wir mit Scheitern und Suchbewegungen um? Wie gehen wir mit veränderten sozialen und kulturellen Voraussetzungen um? Sexualität ist etwas Gutes, ein großes Geschenk Gottes. Das sollten wir sagen. Lange Zeit haben wir den Zeigefinger gehoben und gemeint, Sexualität sei eigentlich etwas Gefährliches und Schlechtes.

Was erhoffen Sie bei der Frage der priesterlichen Existenz und Lebensform?

Wir können die katholische Kirche nicht verstehen ohne die Gestalt des Priesters und damit der Heiligen Eucharistie. Manche meinen ja gleich, wenn man über das Thema spricht, soll diese zentrale Rolle relativiert werden. Nein. Der katholische Priester ist ein Erkennungsmerkmal, ist Teil des Profils der katholischen Kirche. Aber was bedeutet das? Ich hoffe auf ein Klima, in dem man offen überlegen kann, was wir gemeinsam tun können, damit die Gestalt des Priesters wieder neu leuchtet, die durch die Missbrauchstäter so beschädigt wurde.

Es geht dabei auch um die priesterliche Ehelosigkeit.

Ja, diese Lebensform ist eine besondere Herausforderung. Der Zölibat ist aber – denke ich – nicht so gedacht, dass Priester alleine in großen Pfarrhäusern leben und sich aus dem Kühlschrank versorgen. Man muss diese Lebensform einbetten in ein soziales Miteinander, eine Lebenskultur entwickeln. Es geht um eine ganzheitliche Berufung und nicht nur um einen Verzicht auf Sexualität. Diese Berufung geht nicht nur die Priester an, sondern das ganze Volk Gottes. Das kann dieser Themenbereich voranbringen. Es wäre sehr traurig, wenn es nur darum ginge, wann wir den Zölibat abschaffen. Ich will ihn jedenfalls nicht abschaffen! Aber schon bei der Amazonassynode haben wir disku-



tiert, ob man über Ausnahmen vom Zölibat neue Wege zum priesterlichen Dienst eröffnen kann.

Was erhoffen Sie sich beim vierten Forum, in dem es um die Rolle von Frauen geht?

Unabhängig von der Frage nach der Zulassung zu den Weiheämtern ist die Beteiligung von Frauen in verantwortlichen Positionen in der Kirche absolut notwendig. Das gilt bis in die Bischofskonferenz, in die Synoden hinein. Ich kann mir in Zukunft nicht vorstellen, dass bei einer Synode 200 Männer zusammensitzen und alleine über die Kirche beraten. Das ist nicht gut. Warum soll nicht am Ende des Synodalen Weges ein Vorschlag stehen, dass Synoden auf Weltebene oder auch auf nationaler Ebene die Laien und besonders die Frauen stärker berücksichtigen, nicht nur als Berater, sondern auch mit einer Stimme?

Anfangs war von einem „verbindlichen synodalen Weg“ die Rede. Diese Verbindlichkeit war ein Streitpunkt zwischen Rom und Deutschland. Über die Umsetzung der Beschlüsse entscheidet jetzt jeder Bischof selbst. Von einem verbindlichen Weg kann man nicht mehr sprechen.

Verbindlich bedeutet, dass wir abstimmen und Beschlüsse fassen. Natürlich muss jeder Bischof entscheiden, ob und wie er diese umsetzt. Die Satzung sieht vor, dass jedem Beschluss jeweils zwei Drittel der Bischöfe zustimmen müssen. Das war für einige etwa im Zentralkomitee der deutschen Katholiken durchaus schmerzhaft. Aber die besondere Verantwortung der Bischöfe wird selbstverständlich gesehen. Wir sind katholisch! Der Synodale Weg soll nicht im Nirgendwo enden, sondern am Ende möglichst klare Ergebnisse oder Voten haben. Und wenn zwei Drittel der Bischöfe Dingen zustimmen, die bei uns in Deutschland geregelt werden können, werden diese das dann wohl auch umsetzen.

Manche befürchten eine Spaltung der Kirche, eine Loslösung von Rom, von der Weltkirche ...

Zunächst: Rom ist nicht die Weltkirche. Die eine universale Kirche besteht in und aus Teilkirchen. Das Fundament der Einheit ist der Papst. Daran darf nicht gerüttelt werden. Um die unterschiedlichen Stimmen zusammenzubringen, brauchen wir Gespräch, Gespräch, Gespräch, und zwar in der ganzen Kirche. Und am Ende die Entscheidung durch den Papst oder die eines Konzils. Wir wollen keine Kirche ohne den Papst. Ich bin verärgert, wenn man uns das als Kirche in Deutschland vorwirft.



▲ „Das Fundament der Einheit ist der Papst. Daran darf nicht gerüttelt werden“, betont Kardinal Reinhard Marx und widerspricht Vorwürfen, der Synodale Weg gefährde die Einheit der Kirche. Fotos: Kiderle

Bei der Frage nach der Priesterweihe für Frauen gibt es keine Kompromisslinie. Entweder man hält sie für möglich oder nicht. Wie kriegt man solche Positionen zusammen?

So kann man darüber nicht diskutieren. Wir tun ja gerade so, als wären die Diskussionen schon geführt und als müsse man gar nicht mehr auf den anderen und dessen Argumente hören. Wir haben eine sehr starke Stellungnahme von Johannes Paul II. Ich kann nicht erkennen, wie man ein so starkes lehramtliches Zeichen überwinden kann. Die Diskussion darüber halte ich aber für nicht beendet.

Ein anderer Punkt ist die Frage des Diakonats der Frau.

Die Frage ist nicht geklärt. Es ist eine offene Frage, die auch auf der Amazonassynode stark angesprochen wurde. Dann sollten wir bitte auch darüber sprechen, das Thema vorantreiben und die Argumente austauschen. Diese Diskussion kann der Synodale Weg durchaus weiterführen. Er kann sie aber nicht entscheiden, das ist klar.

Sie betonen immer wieder, dass es ein offener Weg unter Führung des Heiligen Geistes sei. Das wirkt ein bisschen, als sei der Heilige Geist eine Art Joker: „Wir sind so unversöhnlich, aber der Heilige Geist wird uns schon irgendwie helfen.“ Aber wie?

Wenn ich nur erwarte, dass sich meine Meinung durchsetzt, weil alle anderen sowieso irren, muss

ich mich fragen, ob ich als getaufter Christ auf der richtigen Spur bin. Wir müssen miteinander reden, aufeinander hören und aufmerksam sein. Da müssen sich auch Meinungen ändern können. Wenn wir glauben, dass Christus mit seinem Geist in unserer Mitte ist, sollten wir überlegen, wie wir miteinander sprechen und wie wir mit ihm sprechen. Dann entsteht eine andere Atmosphäre.

Das löst aber keine Probleme ...

Natürlich nicht. Der Heilige Geist kommt nicht mit einem Lautsprecher und ruft uns die Lösung ins Ohr. Aber wir glauben daran, dass wir einen gemeinsamen Weg finden können. Wo wir ihn nicht finden, können wir stehen lassen, dass eine Einmütigkeit noch nicht möglich ist. Die Kirchengeschichte ist voll von Ereignissen, bei denen es am Ende keine Lösung gab, sondern erst in 20, 30 oder 100 Jahren. Man kann nicht erwarten, dass wir in Deutschland in zwei Jahren alle Antworten auf theologische Fragen finden, die seit Generationen diskutiert werden.

In seinem Brief an die Gläubigen in Deutschland hat der Papst geschrieben, dass über allen Überlegungen die Evangelisierung stehen müsse. Es stimmt ja: Wir erleben eine Glaubens- und Gotteskrise. Die Glaubensweitergabe wird immer schwieriger. Woran liegt das?

Hinter Ihrer These steht das Bild: Früher war es besser. Wir sind schlechter als die Vorfahren. Das

ist so nicht richtig. In der Generation meiner Eltern wurde niemals die Frage gestellt, ob ich Christ bin oder nicht. Niemals. Auch heute empfinden sich selbst die, die aus der Kirche austreten, oft als Christen, brauchen aber die Kirche nicht. Wir stehen in einer neuen Zeit. Wir müssen neu sagen, was es heißt, an Jesus Christus, den Erlöser, zu glauben und dann unser Leben danach auszurichten.

Wie kann das gehen?

Das Evangelium ist nicht unser Besitz. Evangelisierung heißt nicht, ich weiß Bescheid und du musst einmal richtig zuhören. Ich bin der Wissende und du der Unwissende. Jesus geht anders vor.

Er fragt: „Was willst du, dass ich dir tue?“

Ja, genau. Und er spricht vom Reich Gottes, das mitten unter uns schon angebrochen ist. Wir müssen miteinander neue Wege der Evangelisierung suchen. Aber wir brauchen keine kurzfristigen Propagandamethoden. Wir dürfen auch nicht nur auf Zahlen schauen – wer die meisten Leute bringt, hat auch am meisten Recht. Wir wollen ja eine nachhaltige Evangelisierung. Es geht auch nicht darum, nur Methoden zu überlegen, wie wir an die anderen herankommen. Nein, wir wollen, dass der andere Mensch glücklich wird, dass er das Heil findet. Wir wollen ihn nicht zu etwas überreden, das er im Innern gar nicht will. Eins ist klar: Das wird nicht mehr in der Art und Weise der Vergangenheit gehen.

Liturgie und Verkündigung sind heute oft weit weg vom Leben der Menschen. Was antworten Sie Menschen auf die Frage, was dieser Glaube an Gott mit ihrem Leben zu tun hat?

Ich wäre schon froh, wenn sich die Menschen überhaupt eine solche Frage stellen. Die Gottesdienste am Sonntag, aber auch zu Taufen und Firmungen, zu Beerdigungen sind wichtig. Sie sind der erste Ort der Verkündigung auch für die, die den Kontakt zum Glauben nicht so haben. Es ärgert mich, wenn diese Orte vernachlässigt werden, wenn sie nicht sorgfältig vorbereitet sind, es musikalisch nicht stimmt, die Ministranten nicht geübt haben und die Lektoren den Text nicht lesen können. Wir sollten nicht nur über Evangelisierung reden, sondern da anfangen. Die Orte, an denen viele Menschen zusammenkommen, müssen – menschlich gesprochen – „von der Qualität her top“ sein. Da ist noch viel Luft nach oben.

Interview: Susanne Hornberger,
Ulrich Waschki

Kurz und wichtig



Untersekretärin

Für die Beziehungen des Vatikans zu internationalen Organisationen ist künftig eine Frau zuständig. Francesca Di Giovanni (66; Foto: KNA) wurde von Papst Franziskus auf den neugeschaffenen Posten einer Untersekretärin für den Bereich multilaterale Beziehungen im Staatssekretariat berufen. Es ist die bislang höchstrangige weibliche Führungskraft in der Zentralbehörde der Kurie. Weitere Untersekretärinnen sind in der Ordenskongregation und in der Vatikanbehörde für Laien, Familie und Leben tätig. Juristin Di Giovanni arbeitete in Rechts- und Verwaltungsangelegenheiten für die Leitung der Fokolar-Bewegung, der sie angehört, und steht seit 1993 im Dienst des vatikanischen Staatssekretariats.

Schönborn bleibt

Papst Franziskus belässt Kardinal Christoph Schönborn auch nach dessen 75. Geburtstag am 22. Januar vorläufig und auf unbestimmte Zeit als Wiener Erzbischof im Amt. Das teilte der Vatikan dem Kardinal nach Angaben der Erzdiözese Wien am Dienstag mit. Laut dem Kirchenrecht muss jeder Bischof mit Vollendung des 75. Lebensjahres dem Papst seinen Amtsverzicht anbieten. Schönborn hatte das bereits im Oktober getan.

Auschwitz im Internet

Eine neue Internetseite informiert über die „vergessenen“ Außenlager von Auschwitz. In englischer Sprache präsentiert subcamps-auschwitz.org zahlreiche bisher unbekannt historische Dokumente, Lagepläne und Fotos. Dies teilte die Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas mit. Zum nationalsozialistischen Lagerkomplex Auschwitz gehörten neben dem Stammlager Auschwitz I, dem Vernichtungslager Auschwitz II (Birkenau) und dem Lager Auschwitz III-Monowitz insgesamt 44 Außenlager. Diese gelten laut Stiftung – abgesehen von den Veröffentlichungen des Staatlichen Museums Auschwitz – als nahezu unerforscht.

Mertes geht

Pater Klaus Mertes (65), seit 2011 Direktor des Jesuitenkollegs Sankt Blasien im Schwarzwald, wird zum Ende des Schuljahrs die Einrichtung verlassen. Nach einer Sabbatzeit werde er laut Jesuitenprovinzial Johannes Siebner eine neue Aufgabe erhalten. Die Leitung in Sankt Blasien übernehme Jesuitenpater Hans-Martin Rieder (39). Mertes war zuvor von 2000 bis 2011 Rektor des Berliner Jesuitengymnasiums „Canisius-Kolleg“. Anfang 2010 löste er eine Welle von Aufdeckungen sexuellen Missbrauchs junger Menschen an kirchlichen und nichtkirchlichen Bildungseinrichtungen in Deutschland aus.

Welterbe Limes

Der Niedergermanische Limes soll Welterbe der Unesco werden. Er verläuft etwa 400 Kilometer entlang des Rheins von Bad Breisig südlich von Bonn bis Katwijk in den Niederlanden. Der 550 Kilometer lange angrenzende Obergermanisch-Raetische Limes ist bereits ein Bodendenkmal und seit 2005 Weltkulturerbe der Unesco.



▲ Keine Zwangsorganspenden: Der Bundestag hat für eine Beibehaltung der Zustimmungslösung gestimmt. Archivfoto: KNA

„Ein wichtiges Zeichen“ Kirchen begrüßen Bundestagsentscheidung gegen eine Widerspruchslösung bei der Organspende

BONN/HANNOVER (KNA) – Die beiden großen Kirchen haben das Bundestagsvotum zur Organspende begrüßt.

„Das Gesetz gewährt weiterhin eine möglichst große Entscheidungsfreiheit bei der Organspende und trifft dennoch Maßnahmen, die dazu führen, dass die Menschen sich verstärkt mit der Frage der Organspende befassen“, erklärten der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Reinhard Marx, und die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) in Bonn und Hannover. Die beschlossene Regelung setze „ein wichtiges Zeichen für den Erhalt und Schutz grundlegender (medizinischer und grundrechtlicher Prinzipien, auf denen das Wertefundament unserer Gesellschaft fußt“.

Für mehr Spenden

Die Kirchen unterstützten nachdrücklich das Anliegen, in Deutschland die Zahl der Organspenden wirksam zu erhöhen, fügten Marx und die EKD hinzu. „Wir glauben, dass das Gesetz geeignet ist, die erfreulich große Hilfsbereitschaft in der Bevölkerung praktikabel und nachhaltig in eine individuelle Bereitschaft zur Organspende zu überführen.“

Ähnlich äußerten sich auch kirchliche Verbände wie die Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd) und der evangelische Wohlfahrtsverband Diakonie. Auch Lebensschutzorganisationen wie der Bundesverband Lebensrecht, die „Aktion Lebensrecht für Alle“ und die „Christdemokraten für das Le-

ben“ lobten, dass die Organspende ein bewusster Akt der Nächstenliebe bleibe und das Selbstbestimmungsrecht gestärkt werde. Auch bleibe das Mitwirkungsrecht der nächsten Angehörigen eines potenziellen Organspenders erhalten.

Der Essener Bischof Franz-Josef Overbeck erklärte, die Selbstbestimmung des Menschen als Person stehe im Mittelpunkt, „und eine freie Spende ist weiterhin möglich“. Auch der katholische Sozialethiker Andreas Lob-Hüdepohl zeigte sich zufrieden mit der eindeutigen Entscheidung des Bundestags. „Damit ist die Organspende nicht etwa eine Pflicht-Abgabe, zu der ich aufgefordert bin und der ich dann gelegentlich widersprechen kann. Der Spende-Charakter bleibt erhalten“, sagte er. Kern des Problems sei, dass Krankenhäuser Spendenbereite zu selten erfassten und Organe deshalb nicht entnommen würden.

Der Bundestag hatte am vorigen Donnerstag für eine Entscheidungslösung gestimmt: Voraussetzung für eine Organspende bleibt die ausdrückliche Zustimmung des Betroffenen zu Lebzeiten. Bürger sollen etwa bei der Abholung behördlicher Dokumente wie Personalausweis oder Führerschein immer wieder auf die Organspende angesprochen werden. Die von Bundesgesundheitsminister Jens Spahn (CDU) favorisierte doppelte Widerspruchslösung, bei der jeder automatisch Spender wäre, der nicht widerspricht, fand keine Mehrheit.

Hinweis

Lesen Sie dazu einen Kommentar auf Seite 8.

Das Ende der Reben

Zeitung: Weinberg von Benedikt XVI. in Castel Gandolfo gerodet

ROM (KNA) – Ein unter Benedikt XVI. angelegter Weingarten am früheren päpstlichen Sommersitz Castel Gandolfo ist laut einem Zeitungsbericht eingeebnet worden.

Das kleine Gut mit Weinstöcken solle mutmaßlich einem Straßenbau Platz machen. Die neue Leitung der päpstlichen Villen habe die Rodung angeordnet. Vom Vatikan werde der Vorgang nicht kommentiert.

Bei der rund 1000 Quadratmeter großen Pflanzung handelte es sich um ein Geschenk des Bauernverbands Coldiretti in Erinnerung an die Worte Benedikts XVI. nach seiner Wahl zum Papst 2005. Damals hatte er gesagt, er sei „nur ein einfacher Arbeiter im Weinberg des Herrn“. Benedikt XVI. pflegte bei seinen Aufenthalten in Castel Gandolfo zwischen den Reben spazieren zu gehen und zu beten.

VERZWEIFELTE FLUCHT VOR ROTER ARMEE

Über 9000 starben in der Ostsee

Der Untergang der „Wilhelm Gustloff“ ist das größte Schiffsunglück aller Zeiten

Es gilt als schwerste Katastrophe der Schifffahrt aller Zeiten: Beim Untergang der „Wilhelm Gustloff“ am 30. Januar 1945 verloren über 9000 Deutsche – überwiegend Flüchtlinge – in der zwei Grad kalten Ostsee ihr Leben.

Da ist das Kleinkind, das in Decken gehüllt als einziger unter allen Insassen bei minus 18 Grad im Rettungsboot überlebte. Da ist die Gebärende, die ein wehenstillendes Mittel bekam und von dem sinkenden Schiff gebracht werden konnte. Und da ist der 18-jährige Zahlmeister-Assistent, der sich im verzweifelten Chaos an Bord retten konnte. Drei Menschen von rund 1200, die den Untergang der „Wilhelm Gustloff“ überlebten. Weit über 9000 Passagiere – sechsmal so viele wie beim Untergang der „Titanic“ – kamen beim größten Schiffsunglück aller Zeiten in der Ostsee ums Leben. Dabei wähten sich die Passagiere endlich in Sicherheit.

Mitte Januar hatte die Rote Armee die letzte Großoffensive an der Ostfront gestartet. Nach dem Durchbruch waren nun viele Einwohner Ostpreußens vom übrigen Reichsgebiet abgeschnitten. Aus Panik vor Vergeltung machten sich Hunderttausende Deutsche auf die Flucht. Ganze Dörfer formierten sich zu endlosen Trecks gen Westen. Die Armee schob ein Millionenheer von Flüchtlingen vor sich her. Den Getriebenen drohte Mord, Misshandlung, Vergewaltigung, Verschleppung.

Bereits am 23. Januar 1945 hatte die Wehrmacht begonnen, Flücht-



▲ Heinz Schön, Zeitzeuge des „Gustloff“-Untergangs, 2007 bei den Dreharbeiten des ZDF-Zweiteilers „Hafen der Hoffnung – die letzte Fahrt der Wilhelm Gustloff“.

Foto: imago images/Horst Galuschka

linge aus den deutschen Ostseehäfen nach Deutschland zu bringen. Bis zum Kriegsende verhalfen Rettungsaktionen der Marine rund 1,5 Millionen Flüchtlingen sowie einer halben Million Soldaten und Verwundeten zur Flucht.

Als den Flüchtenden nach dem Fall der Stadt Elbing am 26. Januar der Landweg abschnitten war, spitzte sich die Lage dramatisch zu. Die Menschen strebten über das gefrorene Frische Haff zu den Häfen. Allein in Danzig-Gotenhafen sollen im Januar 120 000 Flüchtlinge auf ein rettendes Schiff gewartet haben. Auch am 30. Januar versuchten dort Tausende, über das Meer in den Westen zu gelangen. Dort lag unter anderem ein ehemaliges, für knapp 1500 Gäste ausgelegtes NS-Kreuzfahrtschiff, das im Krieg unter anderem als La-

zarettschiff und Truppentransporter eingesetzt worden war. Nun war es an der Evakuierung der Flüchtlinge beteiligt. Als die Menschen endlich an Bord der „Wilhelm Gustloff“ waren und am Mittag Richtung Kiel ablegten, waren sie voller Hoffnung.

Zwei Grad kaltes Wasser

Doch um 21.16 Uhr wurde das völlig überfüllte Schiff von drei sowjetischen Torpedos getroffen – und war dem Untergang geweiht. Binnen 60 Minuten versank das einstige NS-Traumschiff bei minus 18 Grad zwölf Seemeilen vor der pommerischen Küste in der zwei Grad kalten Ostsee. Selbst jene, die es aus dem Schiffsinneren auf das vereiste Deck geschafft hatten und vom sinkenden Schiff springen konnten, erfroren nach wenigen Minuten im Wasser.

Die dramatischen Szenen, in denen die über 10 000 Menschen an Bord und im eisigen Meer um ihr Le-

ben kämpften, mag man sich kaum vorstellen. Zeitzeugen haben ihre Erlebnisse später zu Papier gebracht oder im Fernsehen erzählt. Zahlmeister-Assistent Heinz Schön etwa schrieb allein fünf Bücher, in denen er versuchte, das Grauen in Worte zu fassen. „Auf den zwei Meter breiten Treppen hoch zu den Decks bildete sich schnell ein Teppich aus Toten. Es starben Schwache, es starben Kinder, und es starben diejenigen, die den Gestrauchelten aufhelfen wollten“, erinnert er sich.

Auch der damals wohl nur wenige Wochen alte Peter Weise hat als jüngster Überlebender die dramatischen Ereignisse zu Beginn seines Lebens 2006 in dem Buch „Hürdenlauf – Erinnerungen eines Findlings“ rekonstruiert. Dass er rund sieben Stunden nach der Katastrophe in einem treibenden Rettungsboot als einziger Überlebender entdeckt wurde, grenzt an ein Wunder. „Für diese Leistung kann ich nichts. Und natürlich besitze ich daran keinerlei Erinnerungen“, erzählte der heute 76-Jährige Weise 2019 der „Ostsee-Zeitung“.

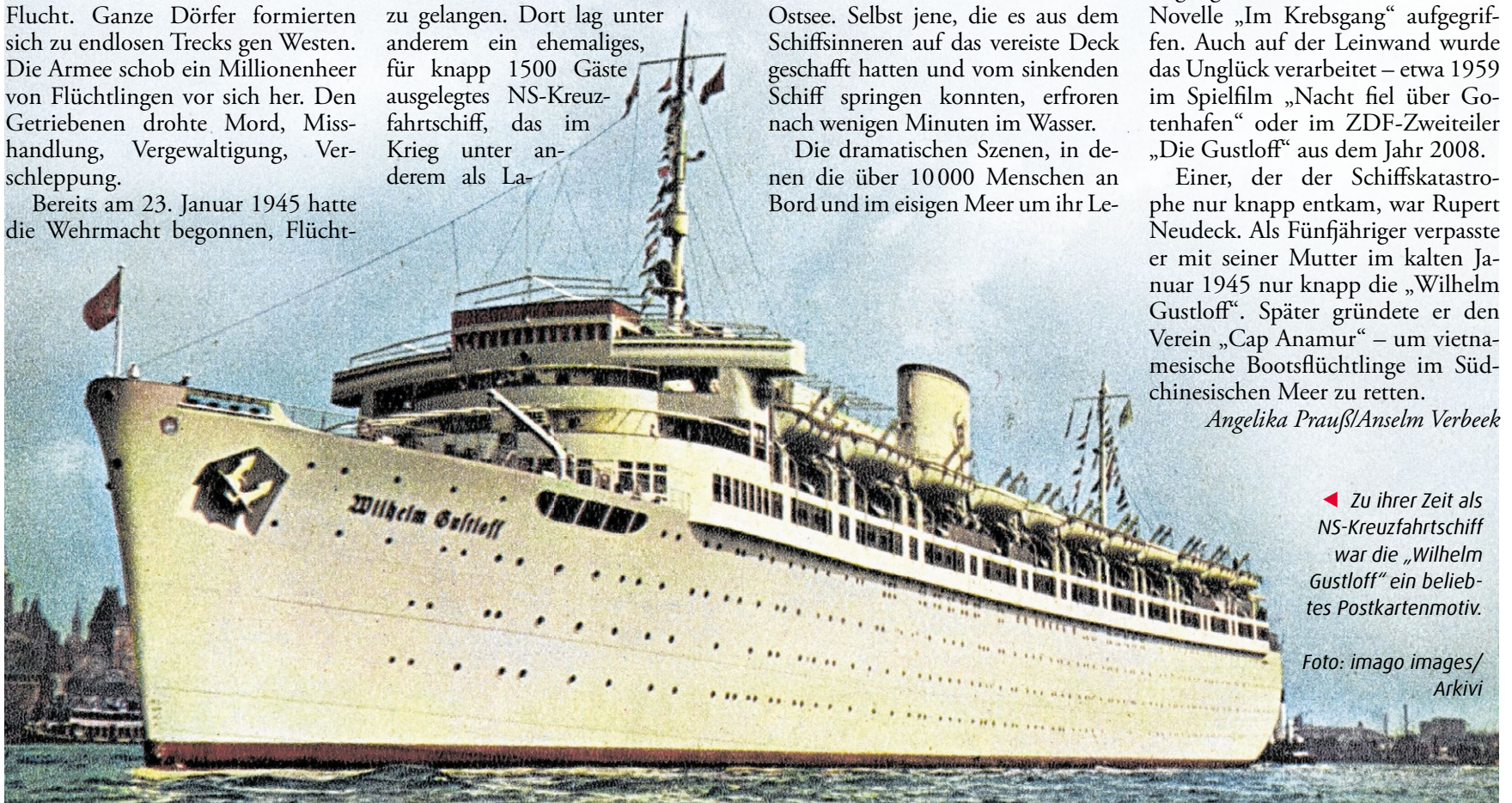
Willi Fähmann thematisierte die Schiffskatastrophe 1962 in seinem Jugendbuch „Das Jahr der Wölfe“. Günter Grass hat den Gustloff-Untergang in seiner 2002 erschienenen Novelle „Im Krebsgang“ aufgegriffen. Auch auf der Leinwand wurde das Unglück verarbeitet – etwa 1959 im Spielfilm „Nacht fiel über Gotenhafen“ oder im ZDF-Zweiteiler „Die Gustloff“ aus dem Jahr 2008.

Einer, der der Schiffskatastrophe nur knapp entkam, war Rupert Neudeck. Als Fünfjähriger verpasste er mit seiner Mutter im kalten Januar 1945 nur knapp die „Wilhelm Gustloff“. Später gründete er den Verein „Cap Anamur“ – um vietnamesische Bootsflüchtlinge im Südchinesischen Meer zu retten.

Angelika Prauß/Anselm Verbeek

◀ Zu ihrer Zeit als NS-Kreuzfahrtschiff war die „Wilhelm Gustloff“ ein beliebtes Postkartenmotiv.

Foto: imago images/Arkivi





Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat Januar

... dass Christen, Angehörige anderer Religionen und alle Menschen guten Willens sich für Frieden und Gerechtigkeit in der Welt einsetzen.



Am Golgotha der Moderne

Die Päpste und der Holocaust: Archiv-Material ermöglicht neue Erkenntnisse

ROM – Am 26. September 1942 übergab Myron Taylor, ein persönlicher Vertreter von US-Präsident Theodore Roosevelt, einen Bericht an den Kardinalstaatssekretär von Papst Pius XII., Luigi Maglione. Daraus ging unter anderem hervor, dass die Bewohner des Warschauer Ghettos umgebracht würden und es Exekutionen in einem Konzentrationslager gebe. Ob der Vatikan Näheres dazu wisse, erkundigte sich Taylor. „Ich glaube nicht, dass wir über Informationen verfügen, die diese schwerwiegenden Nachrichten bestätigen würden“, notierte Maglione an den Rand.

Der Papst und seine Mitarbeiter waren damals nicht die einzigen, die mit zunächst unbestätigten und teils widersprüchlichen Berichten über Nazi-Gräueltaten konfrontiert wurden. Auch in Washington wurden solche und ähnliche Berichte zunächst für Gerüchte gehalten. Doch nach und nach verfestigte sich die Gewissheit.

Ebenfalls im September 1942, bei einer Begegnung mit dem für die Außenbeziehungen des Heiligen Stuhls zuständigen Mitarbeiter Domenico Tardini, sprach Taylor über „die

Notwendigkeit“ eines Papst-Wortes gegen die „vielen Vergehen, die von Deutschen begangen werden“. Auf den Einwand, der Papst habe sich bereits mehrfach gegen jegliche Verbrechen geäußert, entgegnete Taylor: „Er kann das wiederholen.“ Worauf Tardini notierte: „Mir blieb nichts, als zuzustimmen.“

Dies sind nur einige der bisher bekannten Belege, wann und wie man im Vatikan von der Juden-Verfolgung durch die Deutschen erfuhr. Zu finden in zwölf Bänden mit einer ersten, groben Auswahl von Archiv-Material aus dem Pontifikat Pius' XII. (1939 bis 1958). Paul VI. hatte es ab 1965 zusammentragen lassen. Mit der Öffnung des inzwischen geordneten vatikanischen Archivmaterials zu Pius XII. ab dem 1. März soll eine umfassende wissenschaftliche Erforschung beginnen – auch zum Thema Pius XII. und der Holocaust.

Für ein genaueres Bild zur Frage, ob Pius XII. und andere im Vatikan zu wenig gesagt und getan haben und warum das so war, wird die Wissenschaft noch Jahre brauchen. Außerdem bleibt zu klären, warum auch nach 1945 päpstliche Äußerungen zunächst selten waren.

Für Papst Johannes XXIII. (1958 bis 1963) war der Holocaust sicher einer der Gründe, warum er beim Konzil eine eigene Erklärung zum Judentum durchsetzen wollte. In der Erklärung „Nostra aetate“ zu den nichtchristlichen Religionen „beklagt die Kirche“ auch „alle Hassausbrüche, Verfolgungen und Manifestationen des Antisemitismus, die sich zu irgendeiner Zeit und von irgendjemandem gegen die Juden gerichtet haben“.

Erster Papst in Auschwitz

Johannes Paul II., der als Pole selbst Opfer der deutschen Besatzung war und enge jüdische Freunde hatte, war der erste Papst, der das frühere Vernichtungslager Auschwitz besuchte. Schon als Priester und Bischof war er mehrfach dort gewesen. Jetzt knie er wieder an „diesem Golgotha der modernen Welt“, sagte der Papst am 7. Juni 1979 bei einer Messe in Auschwitz-Birkenau. Wenn jedoch „der Schrei der Menschen, die hier gefoltert wurden“, Frucht bringen solle für Europa und die Welt, „dann muss die Erklärung der Menschenrechte ihre daraus gezogenen angemessenen Folgen haben“.

Im Mai 2006 kam Benedikt XVI. nach Auschwitz. „Ich konnte unmöglich nicht hierherkommen“, an diesen Ort einer „Anhäufung von Verbrechen gegen Gott und den Menschen ohne Parallele in der Geschichte“, erklärte er. Dies sei „eine Pflicht der Wahrheit, dem Recht derer gegenüber, die gelitten haben“. Insgesamt wurde auch seine Rede als Beitrag zur Erinnerung und Versöhnung aufgenommen.

Sein aus Argentinien stammender Nachfolger hielt im Juli 2016 beim Besuch der Gedenkstätte keine Rede. Still saß der Papst vor der Erschießungswand, in der Hungerzelle und betete. Allein im Gedenkbuch hinterließ er die Bitten: „Herr, erbarme dich deines Volkes! Herr, vergib so viel Grausamkeit!“ Roland Juchem

MÜLL IM MEER

Papst empfängt Umweltschützer

ROM (KNA) – Papst Franziskus unterstützt Kampagnen gegen Plastikmüll in den Meeren. Am vergangenen Wochenende empfing er Fischer aus der Adria-Stadt San Benedetto di Tronto, die gezielt Kunststoffabfälle aus dem Mittelmeer sammeln. Franziskus lobte das Projekt als nachahmenswert. Solche Initiativen seien ein Beispiel, wie die Zivilgesellschaft Probleme von globalem Ausmaß angehen könne, sagte der Papst.

VATIKAN-TAGUNG

Ethik-Manifest für Künstliche Intelligenz

ROM (KNA) – Der Vatikan will die großen Technologiekonzerne für eine ethische Selbstverpflichtung bei Künstlicher Intelligenz gewinnen. Ein entsprechender Aufruf soll im Rahmen einer Tagung Ende Februar von Microsoft-Präsident Brad Smith und IBM-Vizepräsident John E. Kelly unterzeichnet werden. Der Workshop der Päpstlichen Akademie für das Leben findet vom 26. bis 28. Februar statt. Er befasst sich mit ethischen Aspekten Künstlicher Intelligenz.



▲ Franziskus besuchte am 29. Juli 2016 die Gedenkstätte in Auschwitz. Foto: KNA

DIE WELT



DEBATTE UM ZÖLIBAT

Ein Buch und der Name Benedikts

Gänswein dementiert: Emeritierter Papst ist nicht Co-Autor von Kardinal Sarahs Werk

ROM – Das neue Buch von Kardinal Robert Sarah, dem Präfekten der Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung, sorgt nicht nur im Vatikan für Aufregung. Der aus Guinea stammende Kurienkardinal behauptet, er habe sein Buch über den Zölibat in Absprache mit dem emeritierten Papst Benedikt XVI. verfasst. Da Benedikt zum Buch auch einen Beitrag beisteuerte, wurde er auf der Titelseite als Co-Autor geführt. Eine Mitautorschaft des emeritierten Papstes dementierte sein Privatsekretär jedoch in der vorigen Woche.

„Ich habe Kardinal Sarah auf Anweisung des emeritierten Papstes aufgefordert, beim Verlag dafür zu sorgen, dass der Name und das Bild von Benedikt XVI. vom Bucheinband entfernt werden“, sagte Benedikts Privatsekretär Georg Gänswein der Nachrichtenagentur Ansa. Die französische Tageszeitung „Le Figaro“ hatte zuvor mit Vorabdrucken aus dem Buch mit dem Titel „Des profondeurs de nos coeurs“ (Aus den Tiefen unserer Herzen) für Aufsehen gesorgt.

Das Titelbild weist Benedikt XVI. und Kardinal Sarah als Co-Autoren des Werks aus, das in der vergangenen Woche in Frankreich erschienen ist. Von der baldigen Veröffentlichung einer italienischen, englischen und deutschen Fassung ist die Rede. Entgegen der Anweisung Erzbischof Gänsweins erschien das Buch auf Französisch mit Benedikts Bild und Namen auf der Titelseite.

Interesse der Verleger

Der Vatikan-Experte und Korrespondent der Agentur Acı-Stampa, Andrea Gagliarducci, bemerkt dazu, es liege auf der Hand, dass das Buch mit dem Konterfei des früheren



▲ Herrscht in der Frage des Zölibats zwischen Franziskus und seinem Vorgänger Einigkeit? Der amtierende beim emeritierten Papst im April 2019 im Vatikan. Foto: KNA

Papstes erscheinen solle. „Welcher Verleger würde sich das nehmen lassen?“ Ein Buch, das den Namen des emeritierten Papstes als Autor nennt, werde „sicherlich auch ein Hit“, meint Gagliarducci.

Das Problem, um das es Gänswein geht: der falsche Eindruck, den das Buch von Benedikt XVI. erzeugt. In den vorabgedruckten Texten wurde der Anschein erweckt, dass der emeritierte Papst – und nicht nur Kardinal Sarah – seinem Nachfolger von einer Lockerung der Zölibatsregel für Priester in der römisch-katholischen Kirche eindringlich abrate. Das hieße, der alte Papst würde dem neuen erklären, was richtig sei.

Auf die neu ins Rollen gebrachte Debatte reagierte der Vatikan mit dem Hinweis, die Haltung von

Papst Franziskus zum Zölibat sei bekannt. Auf dem Rückflug vom Weltjugendtag in Panama Ende Januar 2019 sagte Franziskus: „Persönlich denke ich, dass der Zölibat ein Geschenk für die Kirche ist, und ich bin nicht damit einverstanden, den optionalen Zölibat zu erlauben. Nein, das tue ich nicht. Das wäre nur in wenigen, sehr entlegenen Orten möglich, ich denke an die Pazifik-Inseln; aber es ist doch etwas, worüber man nachdenken sollte, wenn es pastorale Bedürfnisse gibt. Der Seelsorger muss an die Gläubigen denken.“

Bei der Amazonas-Synode im vergangenen Oktober entstand allerdings der Eindruck, Franziskus sei nun geneigt, die Zölibatsregelung im Allgemeinen zu lockern.

Unter Vatikan-Korrespondenten wurde spekuliert, dies solle im Januar oder Februar mit dem Postsynodalen Schreiben offiziell besiegelt werden. Offenbar war man sich in den Verlagen dieses Termins bewusst und wollte die Debatte ausnutzen, um dem Buch von Kardinal Sarah ein möglichst großes Interesse zu sichern.

Sarah verteidigt sich

Nun kam im Vatikan der Verdacht auf, Benedikt XVI. habe sich manipulieren lassen. Gegen diesen Vorwurf verteidigte sich Kurienkardinal Sarah auf seinem Twitter-Kanal. Zum Nachweis, dass Benedikt mit ihm wirklich an dem Buch gearbeitet habe, verbreitete er in dem Kurznachrichtendienst die Kopien von drei Briefen des emeritierten Papstes an ihn. Daraus geht hervor, dass Benedikt im Sommer letzten Jahres einen Text über das Priestertum erarbeitet und ihn Sarah überlassen hat. Auch von einer Buch-Veröffentlichung ist die Rede. Doch Erzbischof Gänswein erwidert, der emeritierte Papst sei über die Form und Aufmachung des geplanten Buches nicht im Bild gewesen.

Dieser Aussage widersprach Sarah seinerseits auf Twitter und bestätigte dabei, von Gänswein angerufen worden zu sein. Benedikts Privatsekretär sprach demnach von einem „Missverständnis“. Er wolle auch keineswegs „die guten Absichten von Kardinal Sarah in Zweifel ziehen“. Gänswein erklärte: „Der emeritierte Papst wusste, dass der Kardinal ein Buch vorbereitete, und schickte ihm seinen kurzen Text über das Priestertum mit der Erlaubnis, ihn nach Belieben zu nutzen. Aber er hat keinem Projekt für ein gemeinsames Buch zugestimmt, und er hat den Buchdeckel weder gesehen noch autorisiert.“

Mario Galgano

Aus meiner Sicht ...



Birgit Kelle ist freie Journalistin und Vorsitzende des Vereins „Frau 2000plus“. Sie ist verheiratet und Mutter von vier Kindern.

Birgit Kelle

Sieg der Selbstbestimmung

Der Bundestag hat der sogenannten Widerspruchslösung eine Absage erteilt. Diese hätte alle Bürger automatisch zu Organspendern deklariert, auch jene, die sich nie dazu geäußert haben. Man musste nicht grundsätzlich gegen die Organspende sein, um diesen Vorschlag abzulehnen, denn abgestimmt wurde in Wahrheit über die Selbstbestimmung der Bürger gegen die Anmaßung eines Staates, der glaubt, er könne bis in den Tod hinein über die Körper seiner Bürger verfügen.

Und dann brauchte es tatsächlich mal eine Grünen-Politikerin wie Annalena Baerbock, die die entscheidenden Worte aussprach: „Wir stimmen aber auch darüber ab: Wem gehört der Mensch? In unseren Augen gehört

er nicht dem Staat, nicht der Gesellschaft, er gehört sich selbst.“ Als Christen würden wir noch anfügen, wir gehören auch unserem Schöpfer – und gerade deswegen ist die Frage, wer Leben gibt und nimmt, wichtig.

Ja, es warten in Deutschland rund 9000 Menschen auf ein Spenderorgan. Wir haben aber kein Spender-, sondern ein Umsetzungs- und vor allem ein Vertrauensproblem – mit einer Transplantationsmedizin, die alle paar Jahre mit Skandalen Schlagzeilen macht und damit die Spendenbereitschaft jedes Mal einbrechen lässt. Hier muss angesetzt werden.

Wer darauf beharrt, dass selbst die Verabreichung einer Spritze ohne Einwilligung eine Körperverletzung darstellt, kann bei der

Organentnahme nicht auf die Selbstbestimmung verzichten. Auch im Angesicht von kranken Kindern – selbst wenn es unsere eigenen sind – können wir nicht nach Gutdünken Rechtsprinzipien über den Haufen werfen, um deren Bestand wir sonst kämpfen.

Organspende ist eine Spende, weil sie keine Pflicht ist. Wer keine Organe spendet, verschuldet nicht den Tod eines anderen Menschen, denn dieser stirbt an seiner Krankheit und nicht an unterlassener Hilfeleistung. Wer seine Organe spendet, trägt aber möglicherweise dazu bei, einem Menschen das Leben zu retten. Es ist der deutliche Unterschied zwischen christlicher Nächstenliebe und staatlich verordneter Organ-Enteignung.



Michaela von Heereman ist Hausfrau, Mutter von sechs Kindern, Theologin und Publizistin.

Michaela von Heereman

Neuevangolisierung nicht nötig?

Ort des Geschehens: eine durchaus noch katholisch geprägte Bischofsstadt. Aus familiären Gründen nimmt eine Großmutter ihre elfjährige Enkelin zu sich. Diese weigert sich nach einigen sonntäglichen Kirchgängen, weiterhin zur Messe zu gehen. Die verständliche Klage: „Was soll ich da, ich verstehe ja sowieso nichts.“

Die Großmutter fragt beim Dompfarrer an, ob es jugendgerechte Messen gäbe. Seine Antwort: das sei nicht sein Revier, er kümmere sich um andere Gruppen. Außerdem würde das Kind doch bald gefirmt. Die Großmutter ruft den Diözesanjugendpfarrer an. Seine Reaktion: „Ab und zu gibt es mal so etwas, aber das ist unregelmäßig, und im

Moment kann ich nichts dazu sagen.“ Er verweist sie an die Jugenddezernentin. Auch sie kann nicht weiterhelfen.

Was tut die Kirche für die Kinder zwischen Erstkommunion und Firmung? Was für jüngere und ältere Teenager? Was für Familien zwischen Taufe und Erstkommunion? Wenn man ehrlich ist, muss man zugeben, dass hier, abgesehen von ein paar rühmlichen Ausnahmen wie etwa dem „Nightfever“, in den allermeisten Gemeinden absolute Fehlanzeige herrscht. Dazu kommt, dass die wenigsten Eltern ihren Kindern einen lebendigen Glauben vermitteln können. Seit vielen Jahren verliert die Kirche so die junge Generation, Eltern wie Kinder.

Haben sich Bischöfe und Laien etwa damit abgefunden? Es scheint so. Denn anders lässt es sich nicht erklären, dass die Einrichtung eines fünften Forums mit dem Thema „Neuevangolisierung“ für die Beratungen des synodalen Weges abgelehnt wurde.

Die vier Foren „Macht, Partizipation und Gewaltenteilung“, „Sexualmoral“, „Priesterliche Lebensform“ und „Frauen in Diensten und Ämtern der Kirche“ sind wichtige Themen. Aber es sind Binnenthemen. Kein Kind, kein Jugendlicher, kein junger Vater, keine junge Mutter werden durch sie zu einer persönlichen Gottesbeziehung finden. Anscheinend beschäftigt das die Verantwortlichen nicht. „Neuevangolisierung? Nein, danke!“



Victoria Fels ist Nachrichtenredakteurin unserer Zeitung und Mutter von zwei Kindern.

Victoria Fels

Plem-Plem statt Bim-Bam

Der 8. Mai 1945 war ein Tag, den wohl alle Briten, die ihn erlebt haben, nie vergessen werden – wie auch alle anderen Zeitzeugen überall auf der Welt. An diesem in England als „Victory Day“ bekannten Tag besiegten die Alliierten endgültig Hitler-Deutschland. Zur Feier des Beginns einer neuen Ära läuteten im ganzen Land die Kirchenglocken.

Eine ähnlich bedeutsame neue Ära erwartet sich offenbar die Interessengruppe „Leave.EU“ vom Brexit, der nun nach jahrelangem Hin und Her am 31. Januar vollzogen wird. „Leave.EU“ hat angeregt, dass in ganz England am 1. Februar um 9 Uhr die Kirchenglocken erklingen sollten, um „den ersten Morgen der Unabhängigkeit“ zu feiern

– ebenso wie es „anlässlich des Sieges der Alliierten 1945 in Europa“ geschehen sei.

Dieser Vorschlag stößt allerdings vielfach auf Ablehnung. Man unterstütze Glockenläuten aus politischen Gründen nicht, erklärte die Vereinigung britischer Glöckner. Auch der anglikanische Bischof von Buckingham, Alan Wilson, hält Geläut zum Brexit für unangemessen. „Kirchen sind für die ganze Gemeinde da, nicht für eine politische Fraktion, die sich über Menschen erhebt, die sie besiegt hat“, erklärte Wilson. Sein Amtsbruder Philip North, Bischof von Burnley, ist zwar für das Läuten, aber aus anderen Gründen: Man müsse am 1. Februar die Kirchenglocken erklingen lassen, „um die Menschen zusam-

menzurufen, um in dieser kritischen Zeit für unsere Nation zu beten: für Einheit, Mitgefühl und Gerechtigkeit.“

Eigentlich sollte man meinen, dass die Pionierstimmung der Brexit-Befürworter inzwischen ob der Folgen – kein zollfreier Handel mit den anderen EU-Staaten, kein unkompliziertes Einreisen und Arbeiten mehr, keine gemeinsamen Gesetze – einem zweckdienlicheren Realismus gewichen sein müsste. Ideen wie das Glockenläuten lassen jedoch eher den Schluss zu, dass die britischen Gegner Europas England für ein Wirtschaftswunderland halten, dass nun neu aufblüht. Da dürfte es am 1. Februar ein böses Erwachen geben – ob nun mit oder ohne Geläut.

Leserbriefe



▲ Noch sind es nur variable Geschwindigkeitsbegrenzungen. Wenn es nach Klimaschützern und Teilen der Politik geht, könnte schon bald überall auf deutschen Autobahnen ein Tempolimit von 120 oder 130 Stundenkilometern gelten. Das gefällt nicht jedem.

Foto: imago images/Sven Simon

Mehrheit fürs Tempolimit

Zu „Mit Vollgas ins Verbote-Paradies?“ in Nr. 1:

Welch ein Kontrast: In der Ausgabe 51/52 lautete eine Überschrift noch „Klimafreundlich in den Urlaub“. Und dann der Meinungsbeitrag in Ausgabe Nr. 1: „Mit Vollgas ins Verboteparadies“. Dieser Kommentar von Chefredakteur Johannes Müller ist in meinen Augen völlig daneben.

Zum einen bringt er unverblümt seine private politische Einstellung zum Ausdruck. Außerdem wirft er alles in einen Topf: Was, bitteschön, hat das Thema Tempolimit auf deutschen Autobahnen mit der sexuellen Revolution zu tun, die er der SPD anlastet? Oder einer Schreibweise mit Gendersternen, die er den Grünen vorwirft? Oder den schwedischen Bürgern, die angeblich vom Wohlfahrtsstaat umkuschelt werden?

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Und wenn Herr Müller schon die Bürger entscheiden lassen will, wird er sich wundern: Die vernünftige Mehrheit der Deutschen ist für ein Tempolimit. Eine Regelung, die einfach dem gesunden Menschenverstand entspricht, hat übrigens überhaupt nichts mit Bevormundung zu tun.

Xaver Schneid,
87490 Haldenwang

Einen so einseitigen Kommentar zum Thema Tempolimit habe ich vom Chefredakteur einer Kirchenzeitung nicht erwartet. Der Kommentar polemisiert gegen einzelne Parteien, die der Autor anscheinend ablehnt. Dies gehört meines Erachtens nicht in eine Kirchenzeitung, die doch überparteilich sein sollte.

In allen Industrieländern der Welt ist seit Jahren ein Tempolimit festgelegt, und auch die Gewerkschaft der Polizei hat sich wegen Sicherheitsgründen für ein generelles Tempolimit auf deutschen Autobahnen ausgesprochen. Im Dezember haben sich bei einer Umfrage nur 31,1 Prozent grundsätzlich gegen ein Tempolimit ausgesprochen. Für die vielen Argumente pro und contra Tempolimit fehlt hier der Platz. Diese sind auch zahlreichen Leserinnen und Leser sicher bekannt.

Rudolf Roßmann, 82449 Uffing

Pessimismus im Nahen Osten

Zur Lage im Heiligen Land:

1983 war ich mit einer Pilgergruppe im Heiligen Land. Dort trafen wir einen deutschen Professor für Bibelwissenschaft. Er sagte, er sei schon 30 Jahre lang im Heiligen Land, und er sei sich ziemlich sicher: Hier wird es nie Frieden geben. Mich hat diese traurige Prognose geschockt. Der Mitbruder begründete seinen Pessimismus: Israelis und Palästinenser seien wie Wasser und Feuer, wie Pech und Schwefel.

Es sei nach dem Holocaust gut gemeint gewesen, den Juden ihren eigenen Staat zu geben, aber man habe nicht auf die großen Unterschiede zwischen diesen beiden Völkern geachtet. An diese Aussage muss ich immer dann denken, wenn im Nahen Osten das Wort Frieden in den Mund genommen wird.

Man denke nur mal an die Friedensverhandlungen zwischen Israel und den Palästinensern vor rund 25 Jahren: Da war mir allein deshalb schon mulmig, weil mit Jassir Arafat

ein ehemaliger Terrorist und korrupter Familienclan-Mensch am Verhandlungstisch saß. Auch das Pflanzen eines Friedens- oder Versöhnungsbaums mit Papst Franziskus vor einiger Zeit ist leider nur ein Symbol gewesen.

Der deutsche Blick auf Nahost kann nur sein: Wir dürfen das, was während des NS-Regimes geschehen ist, nie vergessen! Als Christen müssen wir für die Menschen auf beiden Seiten beten. Und manchmal muss der Westen sich fragen lassen, ob seine Vorstellung von Diplomatie mit der Vorstellung der Menschen vor Ort übereinstimmt!

Pfarrer Wolfgang Zopora,
97285 Tauberrettersheim

So erreichen Sie uns:

Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg
Telefax: 08 21 / 50 242 81
E-Mail: redaktion@suv.de oder
leser@bildpost.de

Einsendeschluss:
13. März 2020



Wunder im Alten und im Neuen Testament



Gewinnen Sie 2 x 500 Euro
und 30 Mal das Buch „Fürbitten“
von Theresia Zettler

So können Sie gewinnen:

Tragen Sie 15 Wochen lang den Buchstaben, der neben der richtigen Antwort steht, an der vorgesehenen Stelle auf dem Gewinnspielcoupon ein. Schneiden Sie den fertig ausgefüllten Original-Gewinnspielcoupon (von Heft Nr. 46) aus und senden Sie ihn bis spätestens 13. März 2020 an:

Mediengruppe Sankt Ulrich Verlag GmbH,
Leserservice, Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg

Bitte senden Sie keine Einzellösungen!

10. Rätselfrage

Jesus geriet mit seinen Jüngern in Seenot, da ihr Schiff bei einem Sturm vollgelaufen war. Was tat er, um sich und seine Jünger zu retten?

- R** Er wanderte mit seinen Jüngern über das Wasser an Land
- H** Er navigierte das Schiff durch den Sturm sicher an Land
- U** Er befahl dem Sturm, aufzuhören

Frohe Botschaft

Dritter Sonntag im Jahreskreis

Lesejahr A

Erste Lesung

Jes 8,23b – 9,3

Wie der Herr in früherer Zeit das Land Sébulon und das Land Náftali verachtet hat, so hat er später den Weg am Meer zu Ehren gebracht, das Land jenseits des Jordan, das Gebiet der Nationen.

Das Volk, das in der Finsternis ging, sah ein helles Licht; über denen, die im Land des Todesschattens wohnten, strahlte ein Licht auf. Du mehrtest die Nation, schenktest ihr große Freude. Man freute sich vor deinem Angesicht, wie man sich freut bei der Ernte, wie man jubelt, wenn Beute verteilt wird.

Denn sein drückendes Joch und den Stab auf seiner Schulter, den Stock seines Antreibers zerbrachst du wie am Tag von Mídan.

Zweite Lesung

1 Kor 1,10–13,17

Ich ermahne euch, Schwestern und Brüder, im Namen unseres Herrn Jesus Christus: Seid alle einmütig und duldet keine Spaltungen unter euch; seid vielmehr eines Sinnes und einer Meinung!

Es wurde mir nämlich, meine Brüder und Schwestern, von den Leuten der Chloë berichtet, dass es Streitigkeiten unter euch gibt. Ich meine damit, dass jeder von euch etwas anderes sagt: Ich halte zu Paulus – ich zu Apóllos – ich zu Kephas – ich zu Christus.

Ist denn Christus zerteilt? Wurde etwa Paulus für euch gekreuzigt? Oder seid ihr auf den Namen des Paulus getauft worden?

Christus hat mich nicht gesandt zu taufen, sondern das Evangelium zu verkünden, aber nicht mit gewandten und klugen Worten, damit das Kreuz Christi nicht um seine Kraft gebracht wird.

Evangelium

Mt 4,12–23

Als Jesus hörte, dass Johannes ausgeliefert worden war, kehrte er nach Galiläa zurück. Er verließ Nazaret, um in Kafárnaum zu wohnen, das am See liegt, im Gebiet von Sébulon und Náftali. Denn es sollte sich erfüllen, was durch den Propheten Jesája gesagt worden ist:

Das Land Sébulon und das Land Náftali, die Straße am Meer, das

Gebiet jenseits des Jordan, das heidnische Galiläa: Das Volk, das im Dunkel saß, hat ein helles Licht gesehen; denen, die im Schattenreich des Todes wohnten, ist ein Licht erschienen.

Von da an begann Jesus zu verkünden: Kehrt um! Denn das Himmelreich ist nahe.

Als Jesus am See von Galiläa entlangging, sah er zwei Brüder, Simon, genannt Petrus, und seinen Bruder Andreas; sie warfen gerade ihr Netz in den See, denn sie waren Fischer. Da sagte er zu ihnen: Kommt her, mir nach! Ich werde euch zu Menschenfischern machen. Sofort ließen sie ihre Netze liegen und folgten ihm nach.

Als er weiterging, sah er zwei andere Brüder, Jakobus, den Sohn des Zebedäus, und seinen Bruder Johannes; sie waren mit ihrem Vater Zebedäus im Boot und richteten ihre Netze her. Er rief sie und sogleich verließen sie das Boot und ihren Vater und folgten Jesus nach.

Er zog in ganz Galiläa umher, lehrte in den Synagogen, verkündete das Evangelium vom Reich und heilte im Volk alle Krankheiten und Leiden.



Gedanken zum Sonntag

Konzentration auf Jesus

Zum Evangelium – von Pater Hans-Georg Löffler OFM



Wie aktuell doch die Lesung aus dem ersten Korintherbrief ist! Das war eine offenbar schon zur Zeit des Apostels Paulus notwendige „Ermahnung“: Lasst euch nicht spalten, widersteht der Versuchung, nur noch um euch selber zu kreisen und euren Auftrag zu vergessen: das Evangelium zu verkünden, die Frohe Botschaft der Erlösung des Menschen durch den gekreuzigten und auferstandenen Christus.

Helft, dass Menschen zum Glauben an Jesus Christus kommen. Dass Menschen in der Gemeinschaft der Kirche erleben, wie sich aus der

Kraft des Kreuzes Leben gestalten lässt. Dass Menschen einander nicht bekämpfen, nicht ausgrenzen, nicht verurteilen, sondern einander akzeptieren, annehmen, ja lieben.

Hochaktuell ist diese Ermahnung des Apostels Paulus angesichts der derzeitigen Diskussionen in unserer Kirche – im eigenen Land und weltweit. Der Synodale Weg, den die Bischöfe angeregt haben, bringt sie, Vertreter der Wissenschaft und des gläubigen Gottesvolkes an einen Tisch, damit man miteinander redet, einander zuhört und sich im Dialog den Zeichen der Zeit nähert, die nach Antworten verlangen.

Menschen suchen nach Orientierung. Die finden sie aber nicht in einer Kirche, in der polarisiert wird, in der sich gegenseitig der Glaube abgesprochen wird, in der

Hoffnungs- und Lebenszeichen unterdrückt werden, weil Normen und Gesetze überstrapaziert werden.

Die Väter des Zweiten Vatikanischen Konzils haben die Kirche als „ecclesia semper reformanda“ beschrieben, das heißt als eine Kirche, die immer der Reformen bedarf. Dieser Prozess ist lebensnotwendig, um für die Menschen in der jeweiligen Zeit da zu sein, um sie zu verstehen, um mit ihnen Antworten auf die Fragen zu finden, die sie stellen, und nicht an ihrer Lebenswirklichkeit vorbei zu leben.

Vom heiligen Kardinal John Henry Newman stammt das Wort: „Leben heißt sich wandeln und vollkommen sein heißt, sich oft gewandelt zu haben.“ Wir suchen eine lebendige Kirche. Paulus ermahnt die Gemeinde in Korinth, sich nicht

in Parteiungen und Gegensätzen zu verzetteln. Durch die Konzentration auf die Mitte des Glaubens, auf Jesus Christus, sollen die Korinther zur Einheit finden und damit auch zur Wahrheit. Was hat Jesus gesagt? Wie ist Jesus den Menschen begegnet? Wem hat sich Jesus zugewandt? Diese Konzentration verwischt unterschiedliche Positionen nicht, sie verhindert auch nicht um eines „Scheinfriedens“ willen die nötige Auseinandersetzung. Sie bewahrt aber vor der Hybris, zu meinen, nur die eigene Auffassung sei die einzig richtige.

Diesen Mut und diese Demut wünsche ich allen, die sich in der Kirche, in den Pfarreien, auf dem Synodalen Weg für eine lebendige Kirche einsetzen – für die Menschen, die uns brauchen.



Fischerboot auf dem See von Galiläa, historische Aufnahme um 1895. Foto: gem

Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 3. Woche, dritte Woche im Jahreskreis

Sonntag – 26. Januar
Dritter Sonntag im Jahreskreis
Sonntag des Wortes Gottes

Messe vom Sonntag, Gl, Cr, Prf So, feierlicher Schlussegens (grün); 1. Les: Jes 8,23b–9,3, APs: Ps 27,1.4.13–14, 2. Les: 1 Kor 1,10–13.17, Ev: Mt 4,12–23 (oder 4,12–17)

Montag – 27. Januar
Hl. Angela Merici, Jungfrau, Ordensgründerin

Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus
Messe vom Tag (grün); Les: 2 Sam 5,1–7.10, Ev: Mk 3,22–30; **Messe von der hl. Angela** (weiß)/**Messe für Kriegsgefangene und ungerecht verurteilte Strafgefangene** (grün); jeweils Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Dienstag – 28. Januar
Hl. Thomas von Aquin, Ordenspriester, Kirchenlehrer

Messe vom hl. Thomas (weiß); Les: 2 Sam 6,12b–15.17–19, Ev: Mk 3,31–35 oder aus den AuswL

Mittwoch – 29. Januar

Messe vom Tag (grün); Les: 2 Sam 7,4–17, Ev: Mk 4,1–20

Donnerstag – 30. Januar

Messe vom Tag (grün); Les: 2 Sam 7,18–19.24–29, Ev: Mk 4,21–25

Freitag – 31. Januar
Hl. Johannes Bosco, Priester, Ordensgründer

Messe vom hl. Johannes (weiß); Les: 2 Sam 11,1–4a.c.5–10a.13–17, Ev: Mk 4,26–34 oder aus den AuswL

Samstag – 1. Februar

Marien-Samstag
Messe vom Tag (grün); Les: 2 Sam 12,1–7a.10–17, Ev: Mk 4,35–41; **Messe vom Marien-Sa, Prf Maria** (weiß); Les u.d. Ev v. Tag oder aus den AuswL

Gebet der Woche

Bete (groß)artig

Bete mit großen Worten, schmettere sie Gott hin,
raumfüllend, eindrucksvoll
Wähle das poetische Wortspiel, dem Herrn fast eingehaucht,
wie säuselnder Wind
Bete vor Tausenden, bete mit wenigen, bete allein im Kämmerlein
Bete laut, bete leise, bete lang, bete kurz, bete in Gedanken
Bete in deiner, bete in unbekanntenen Sprachen
Bete mit gefalteten Händen, bete mit erhobenen Armen
Bete kniend, bete stehend, bete sprechend, bete singend
Bete für andere, bete für dich, bete dankend, bete bittend
Bete das Gebet der Gebete, bete dein Gebet
Bete zum Vater, bete zum Sohn, bete zum Heiligen Geist
Bete mit offenem Herzen, bete mit hörenden Ohren
Bete geisterfüllt, bete rein, bete oft!
Bete, dass du ein starker Beter wirst und bleibst!

Stephan Wannovius

Glaube im Alltag

von Pfarrer Stephan Fischbacher



In den Wintermonaten steht die Sonne auch zur Mittagszeit besonders tief. Dadurch ist man sehr schnell geblendet. Zum Jahresbeginn hatten wir einige strahlend helle Tage. Einen Neujahrsbesuch habe ich vor dem Haus verabschiedet. Vor der Abfahrt haben wir uns noch im Freien unterhalten, und da fiel meinem Gast die Sonne so sehr ins Gesicht, dass sie die Augen zukneifen musste. Da ich recht groß bin, habe ich mich so positioniert, dass mein Schatten auf das Gesicht der Frau fiel. Sie konnte ihre Gesichtsmuskeln wieder lösen und wir haben uns weiter unterhalten können.

In dem Moment musste ich an Psalm 121 denken: „Der HERR ist dein Hüter, der HERR gibt dir Schatten zu deiner Rechten. Bei Tag wird dir die Sonne nicht schaden, noch der Mond in der Nacht. Der HERR behütet dich vor allem Bösen, er behütet dein Leben. Der HERR behütet dein Gehen und dein Kommen von nun an bis in Ewigkeit“ (Ps 121,5–8).

Derjenige, der das geschrieben hat, war ganz sicher von dem tiefen Vertrauen geprägt: Was ich schreibe, ist wahr. Gott ist ein beschützendes Gott. Wenn du dich an ihn hältst, kann nichts Schlimmes passieren. Und doch greift der Psalm aus meiner Sicht weniger konkrete Erfahrung auf, sondern vielmehr die Sehnsucht der Menschen.

Ich denke an die Eltern, die ihr Kind zur Taufe bringen. Meistens überlegen sie sich die Fürbitten für den Taufgottesdienst. Ein Motiv kommt häufig zum Vorschein:

Die Bitte, Gott möge das Kind behüten und beschützen. Nichts Böses soll ihm zustoßen, keine Krankheit und Gefahr ihm schaden. Ich teile dieses Anliegen und bete aus ganzem Herzen mit.

Die Erfahrung des Lebens lehrt allerdings etwas anderes: Kein Mensch bleibt in seinem Leben vor Gefahren und dem Bösen verschont. Menschliches Leben ohne Unglück, Krankheit und Verlust erscheint zwar wünschens- und erstrebenswert, existiert aber in Wirklichkeit nicht. Zur Schöpfung gehört das Gute wie das Böse.

Trotz dieser Erfahrung schreibt der Psalmist anders. Vielleicht, weil er ahnte, dass die ganze Welt, auch mit all ihren Gefahren, Teil von Gottes großartiger Schöpfung ist. Und dass Gott die gesamte Schöpfung in seinen Händen hält.

Wenn wir an ihn glauben, uns in seinen Schatten stellen und darauf hoffen, dass er letztlich alles zum Guten führen wird, dann brauchen wir nicht mehr mit verkniffenem, ängstlichem Gesicht herumlaufen, mit Angst, die uns lähmt, einsam und traurig macht. Im Schatten Gottes können wir die Augen aufmachen und unsere ängstliche Verkrampfung lösen. Mit offenen Augen werden wir die Welt sehen, und in dieser Freiheit die Schönheit der gesamten Schöpfung erkennen. Und selbst zu Menschen werden, die anderen Schatten spenden.

WORTE DER GLAUBENSZEUGEN:
ANTON MARIA FRÄNZNICK

„Wann gab es eine Geburt ohne Schmerz und Leid?“

An Weihnachten 1943 erlaubte man Fränznick, in der „Hauskapelle“ des KZ-Priesterblocks die Weihnachtsansprache zu halten.

Seine Worte klingen wie ein Vermächtnis: „Wieder ist die heilige Nacht, der heilige Abend, und wir sind noch beisammen, um wieder zu feiern. In dieser Stunde ist unsere Seele eine vielstimmige Harfe, die mit zarten, weichen und doch vollen Tönen und Akkorden erklingt. Für nichts sind die Seele und das Gemüt so aufgeschlossen wie für die Weihnacht und ihr geheimnisvolles Wunder. Gehen wir nicht auch zur Krippe? Und bringen unsere Gabe? Und welche Gabe? Unser verlebtes Jahr im KZ – wäre das nicht das Beste? Ja, mit dieser unserer Gabe geht's zur Krippe.“

Wer hätte bei der letzten Weihnacht nicht gedacht, dass er heuer zu Haus feiert? Trotz aller Hoffnung blieben wir beisammen ohne jede Entlassung, keine einzige Entlassung kam. Wenn unsere Seele Flügel hätte, flöge sie heute nicht nur nach Bethlehem, sie flöge auch in

die Heimat, zu den Lieben all, die heute uns noch mehr suchen als sonst, zum Fest der Liebe und frohen Gemeinschaft. Erlebt haben wir eine dreifache Weihnacht, der wir in der stillen Feierstunde heute gedenken: die Weihnacht in Mutters Stübchen, die Weihnacht in der Pfarrstube und die Weihnacht im KZ.

Und wenn andere glauben, klagen zu dürfen, dass sie zu viel Unrecht haben leiden müssen von unserem Volk, den Deutschen, obwohl sie uns gar kein Unrecht zufügten, so sei auch ihnen gesagt, dass sie leiden nach Gottes Zulassung und dass diese Leiden ihnen selbst im Aufbau des reifenden Lebens zugute kommt, ihrem eigenen Volk und der gesamten Menschheit, dem Reich Gottes. Statt Klage und Anklage nehmen wir doch dieses Leid und Unrecht entgegen und machen wir daraus die Bausteine für das Neue und Kommende. Wann

Glaubenszeuge der Woche

Anton Maria Fränznick

geboren: 9. August 1889 Rohrbach bei Eppingen
gestorben: 27. Januar 1944 im KZ Dachau
Gedenktag 27. Januar

Nach seiner Priesterweihe war Fränznick zunächst an verschiedenen Orten in Baden Vikar, bis er Pfarrer in Mörsch (Rheinstetten) wurde. Er schloss sich der Schönstattbewegung an und wirkte im süddeutschen Raum als Wanderprediger. Aufgrund seiner Aktivitäten, darunter eine Art Verschwörung mehrerer Schönstattpriester zur Förderung des religiösen Lebens, wurde die Gestapo auf ihn aufmerksam. Zu seinem Schutz und weil er gelegentlich über das Ziel hinausschoss, verboten ihm die Ordinariate von Rottenburg und Freiburg seine missionarische Tätigkeit. Er wurde in das kleine und abgelegene Dorf Bollschweil bei Freiburg versetzt. Als er gegen die Erschießung eines polnischen Zwangsarbeiters protestierte, der ein Verhältnis zu einer Bollschweilerin gehabt hatte, wurde er ins KZ Dachau verbracht, wo ihm eine Arbeit zugeteilt wurde, die schließlich zu seinem Tod führte. *red*



gab es eine Geburt ohne Schmerz und Leid? Wir Deutsche selbst sind diesen Opfern nicht entgangen. Wir leiden als Volkszugehörige ja das Gleiche und noch mehr. Im christlichen Geist und im Licht der Ewigkeit sind ja die Leiden dieser Zeit nicht zu vergleichen mit der Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll. Jedem ist es möglich, trotz Nationalität sich daheim zu fühlen in der einen heiligen katholischen Kirche, der wir alle zugehören, für die wir alle leben und opfern. Gedenken wir der vielen im Lager, die heute noch so zu leben gezwungen sind wie vor einem Jahr, gedenken wir der dahinsterbenden jungen Menschen im Revier am heiligen Abend. Uns und ihnen strahle die Gnade, die Liebe des Gotteskindes entgegen in der fröhlichen, seligen, gnadenbringenden Weihnachtszeit.“ *Abt em. Emmeram Kränkl;*

Fotos: Deutsches Martyrologium

Anton Maria Fränznick finde ich gut ...

Herausgegeben von Helmut Mühl
im Auftrag der
Deutschen Bischofskonferenz

ZEUGEN FÜR CHRISTUS

Das deutsche Martyrologium
des 20. Jahrhunderts



„Fränznick war unbestreitbar ein in vielerlei Hinsicht vorbildlicher Mensch und Christ, der sich nicht von seinem geraden Weg abbringen ließ, auch wenn dieser ihn ins KZ führte und ihn letztlich zum Blutzeugen machte. Zugleich aber war er ein Mensch, mit dem viele seiner Zeitgenossen große Schwierigkeiten hatten und den gerecht zu beurteilen auch heute nicht einfach ist. Er verlangte sehr viel von sich und bisweilen vielleicht zu viel von anderen, die weniger stark und von der Richtigkeit des durch ihn gewiesenen Weges überzeugt waren als er.“

Christoph Schmider in „Zeugen für Christus“, 1999

Zitat

von Anton Maria Fränznick

In einem Brief aus dem KZ Dachau schreibt Fränznick:

„Meine Lieben! Die zweite Woche der großen Exerzitien. Es sind wirklich einzig schöne Exerzitien, die mir Gott geschenkt hat. Dass man so leben darf ohne Sorgen und unbeschwert von aller Welt draußen, ist ein großes Geschenk der göttlichen Gnade für mich Priester. Wohl fehlen das heilige Opfer und die heilige Kommunion; dafür aber gewinnt das Lebensopfer an Bedeutung. Ich habe angefangen, die einzelnen Tage als Opfertage für die Priesterjahre zu gestalten. So habe ich Gelegenheit, jedes einzelne Jahr nochmals im Geiste zu leben und zu tragen. Ist es nicht etwas Süßes, das tun zu dürfen und so die Arbeit von damals unter den Segen des Opfers und der Gnade zu stellen aus dem jetzigen Geiste heraus, der erst gewonnen sein sollte? So könnte es von mir aus weitergehen. Ich stehe um halb 6 Uhr auf, halte im Geiste meine heilige Messe mit Gebeten, soweit ich es auswendig fertigbringe, und dazu die Texte, die ich ergänze nach dem Messbuch. Ich lese meine heilige Schrift. Untertags mache ich dann meine 500 bis 600 Tüten und Hüllen, bete meine Rosenkränze und lese.“

AUFTRAGSMORD IM „KÖNIGREICH IM HIMMEL“

Regierungschef unter Verdacht

Ließ Ministerpräsident des südafrikanischen Lesotho seine Frau erschießen? – Rücktritt

MASERU/KAPSTADT – Lesotho nennt sich wegen seiner Lage stolz das „Königreich im Himmel“. Auf einem von hunderten Hügeln, die die Hauptstadt Maseru säumen, wird 2017 eine Frau aus nächster Nähe erschossen. Zwei Tage später wird ihr Ehemann als Ministerpräsident des afrikanischen Königreichs vereidigt. Nun deuten neue Indizien auf einen Auftragsmord hin. Der Regierungschef kündigte nun seinen Rücktritt an. Und die neue First Lady ist auf der Flucht.

Lesotho zählt zwei Millionen Einwohner. Knapp 60 Prozent davon leben in Armut. Strategisch für die meisten Staaten unbedeutend, konzentriert sich die Zusammenarbeit weitgehend auf Entwicklungshilfe. Wichtigste Einnahmequelle sind Touristen aus Südafrika, von dessen Territorium Lesotho vollständig umgeben ist. Viele seiner Bergdörfer sind ohne fließendes Wasser und nur über Schlammrinnen erreichbar.

Mörderischer Politthriller

All das hinderte Lesothos Politik nicht daran, seit der Unabhängigkeit von Großbritannien Politthriller zu schreiben, die die besten Krimiautoren alt aussehen lassen. In den vergangenen 54 Jahren lieferten sich Armee und Polizei immer wieder Kämpfe um die Vormacht, wurden ranghohe Militärs ermordet und mussten ausländische Friedenstruppen intervenieren. 1998 ent-



▲ Stellt sein Amt wegen der Mordvorwürfe zur Verfügung: Lesothos Regierungschef Tom Thabane. Foto: imago images/Xinhua

sandte Südafrika Soldaten in das Königreich, um nach einem Putsch die Ordnung wiederherzustellen.

Jetzt wird in Lesotho an einem neuen Politthriller geschrieben. Hauptdarsteller sind Ministerpräsident Tom Thabane und seine dritte Ehefrau Maesiah. Thabane diente bereits von 2012 bis 2015 als Regierungschef, musste während eines versuchten Armeeputschs kurzfristig fliehen und wurde 2017 wiedergewählt.

Seine Amtseinführung vor zweieinhalb Jahren wurde überschattet von der Nachricht vom Tod seiner zweiten Ehefrau Lipolelo. Lokale Medien beschrieben das Verhältnis

der beiden als zerstritten. Fünf Jahre lang hätten sie in Scheidung gelebt, ehe ein Schuss den Rosenkrieg jäh beendete.

Nun gab es im Mordfall neue Entwicklungen. So sollen Telefonaufzeichnungen beweisen, dass vom Tatort aus ein Anruf an eine Nummer getätigt wurde, die auf den Premierminister angemeldet sei. Die

Ermittler forderten Thabane auf, den Anrufer bekanntzugeben, der zum Zeitpunkt des Anschlags offenbar am Tatort war.

Unterdessen fahndet Lesothos Polizei nach Maesiah Thabane, die der Premier kurz nach dem Mord an seiner früheren Frau heiratete. Die First Lady sollte in der Mordsache vor Gericht aussagen, tauchte jedoch unter. „Sie darf einfach nicht über dem Gesetz stehen. Wir wollen, dass sie zurückkommt und vor Gericht erscheint“, sagte der Regierungssprecher Thesele Maseribane. Spekulationen zufolge habe sie sich an der Seite ihres 80-jährigen Ehemanns in der offiziellen Residenz des Regierungschefs verschanzi.

Nach langem Schweigen zog Thabane vergangene Woche endlich die Konsequenzen: Er habe Berichten zufolge den König und sein Kabinett über seinen bevorstehenden Rücktritt informiert. Aktivisten und die Opposition hatten zuvor vehement gefordert, Thabane müsse sein Amt zur Verfügung stellen. Auch der Druck aus der eigenen Partei, der „All Basotho Convention“ (ABC), war zuletzt gestiegen.

Vize-Parteichef Nqosa Mahao betonte: „Der Regierungschef ist der Wächter über die Rechtsstaatlichkeit. Jetzt ist er Verdächtiger in einem ernstem Verbrechen. Er muss unverzüglich abtreten.“ Die Koalition, die Thabane vor drei Jahren zum Regierungschef machte, betrachtet ihn nun als „Gefahr für die Nation“. *Markus Schönherr*



▲ Ein Hirte im südafrikanischen Zwergstaat Lesotho, gehüllt in eine traditionelle Decke. Foto: ElizeLoxley-Ford/CC BY-SA (<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>)

UNTERSCHÄTZTE KRANKHEIT

Lepra-Aufklärung in roten Shirts

Mit deutscher Hilfe: Info-Kampagne in Kolumbiens Armenvierteln trägt Früchte

CARTAGENA – Lepra lebt – immer noch! Daran erinnert an diesem Sonntag, 26. Januar, der Welt-Lepra-Tag. 210 000 neue Fälle der unterschätzten Krankheit wurden nach Angaben der Weltgesundheitsorganisation WHO allein 2018 weltweit registriert. Mehr als 11 000 Betroffene leiden an leprabedingten Behinderungen, die eigentlich vermeidbar gewesen wären.

„Wie bei vielen vernachlässigten Tropenkrankheiten fehlt es auch bei Lepra vor allem an Aufmerksamkeit und in der Folge an finanziellen Mitteln“, stellt Burkard Kömm, Geschäftsführer der DAHW Deutsche Lepra- und Tuberkulosehilfe, fest. Aber es gebe Grund zur Hoffnung: „Kooperationen verschiedenster Lepra-Akteure, Fortschritte in der Forschung und weiterentwickelte inklusive Ansätze in der Projekt-Arbeit bringen uns dem Ziel einer leprafreien Welt deutlich näher.“

Ortswechsel: Trotz des leichten Regens ist es in Cartagena de Indias im Norden Kolumbiens schwülwarm. Täglich zieht die Altstadt zahlreiche Touristen an. Sie alle sind auf der Suche nach Santiago Nasar, Aureliano Buendia oder Bunuel – Charaktere in Romanen von Gabriel Garcia Marquez, Kolumbiens bekanntestem Schriftsteller. Und sie suchen nach dem berührenden kolonialen Ambiente, von dem der Geschichtenerzähler so wunderbar zu berichten wusste.

Nüchterne Realität

Nur eine knappe Autostunde von der Altstadt Cartagenas entfernt sieht das Leben ganz anders aus. Hier herrscht nüchterne Realität. Die Menschen können sich oft nur mit zwei oder drei Jobs über Wasser halten, existieren von einem Tag auf den anderen und versuchen, das Leben zu stemmen, so gut es geht. Wenn noch eine Krankheit hinzukommt, ist die Situation der Betroffenen fast ausweglos.

Im Stadtteil Barrio Socorro gibt es sie noch: die Lepra – auch wenn die meisten Kolumbianer nicht wissen, dass die Krankheit nach wie vor existiert. Dieses Wissen haben Menschen, die selbst an ihr gelitten, sie überwunden haben und jetzt für die anderen da sind. Die anderen: Das sind die, die den Lepra-Erreger be-



▲ Jairo Payares Ruz und Elsa Lozano Zarate vom Verein „Asohanbol“ klären in den Armenvierteln von Cartagena über Lepra auf.



◀ Die Mitglieder von „Asohanbol“ – hier bei einem Vortrag – sind durch ihre roten Shirts und die roten Käppis gut zu erkennen.

Fotos: Ludwig

reits in sich tragen oder sich davor schützen wollen.

Das kleine, in Würzburg ansässige DAHW unterstützte Gesundheitszentrum ist überfüllt: Das ist gut, denn je mehr Menschen zu den Aufklärungsveranstaltungen kommen, desto mehr wird die Krankheit in den Köpfen der Bevölkerung präsent. Rodolfo Llinás Castro hat zurzeit acht Leprapatienten in Behandlung, weitere 105 haben ihre Behandlung abgeschlossen.

Seit vier Jahren engagiert sich der junge Arzt für das Nationale Lepraprogramm. Einen Teil seines Wissens hat er von Libardo Gómez, dem medizinischen Berater der DAHW in Kolumbien, bekommen. Er profitiert von den Erfahrungen des Älteren und genießt große Anerkennung unter den Patienten.

Die ehemaligen Leprapatienten, die sich erst zu einer Selbsthilfegruppe und dann zum Verein „Asohan-

bol“ zusammengeschlossen haben, erkennt man an ihren roten T-Shirts. Ihr Ziel: Menschen zu helfen, die an Lepra erkranken. Oder besser noch: über die Krankheit aufklären und Prävention betreiben. Denn Aufklärung und rasche Behandlung sind die besten Mittel, um Amputationen und weitere Beeinträchtigungen zu vermeiden.

Elsa Lozano Zarate ist seit 2009 dabei. Die Präsidentin des Vereins hatte selbst nie Lepra. Sie wusste wie viele andere nichts davon, bis ihr Mann daran erkrankte. Für sie war klar, dass sie sich von nun an für andere Menschen einsetzen wollte. Seitdem spricht sie mit weiteren ehemaligen Leprapatienten auf rund 40 Veranstaltungen pro Jahr.

„Das gibt uns so viel. Wir haben enorm an Persönlichkeit gewonnen“, schwärmt die 61-Jährige. „Lepra ist eine hässliche Krankheit. Wir sehen die Patienten vor, wäh-

rend und nach der Behandlung. Wir lernen von ihnen und sie lernen von uns. Das ist es, was mich immer wieder begeistert.“

Jairo Payares Ruz erläutert die Geschichte der Krankheit. Sie wurde bereits im Neuen Testament erwähnt. „Sie war schon den Aposteln Lukas und Matthäus bekannt.“ Im Saal ist es mucksmäuschenstill. Dann erzählt der 58-Jährige von seiner eigenen Erkrankung im Jahr 2002.

Am Anfang war ein Fleck

Sie begann mit einem weißen Hautfleck am Rücken. „Einmal musste ich den Arzt wechseln, dann bekam ich endlich die richtige Behandlung“, sagt er. Da waren bereits seine Füße und Hände betroffen. Er vermutet, dass er sich bei einem Arbeitskollegen angesteckt hatte. Während seiner Erkrankung verlor er den Job und spürte Ausgrenzung und Diskriminierung.

„Heute will ich das Leben anderer Betroffener zum Besseren ändern“, sagt der Schatzmeister des Vereins und ergänzt, dass er dadurch eine „unvergleichliche Glückseligkeit“ spüre. Genau dieses Gefühl kennt auch Vereinsmitglied Ayde Franco Castellán. Auch ihre Lepraerkrankung begann 2002 mit den ersten Anzeichen: „Hautflecken, die wieder verschwanden, aber dann wiederkamen. Das beunruhigte mich sehr“, sagt die heute 44-Jährige.

Damals war sie gerade schwanger. „Erst nachdem mein Sohn geboren war, fing ich mit der Behandlung an.“ Sie zeigt auf ihre Finger, die sie nicht mehr strecken kann. Auch die Füße sind betroffen. Ihr Leidensweg führte schließlich zu ihrem Engagement in der Lepra-Hilfe. „Das mache ich mit viel Liebe, denn ich bekomme dabei große Anerkennung und Dankbarkeit zurück.“ Heute ist sie im Verein Kassenprüferin.

Nach den Vorträgen schnellen viele Finger in die Höhe. Fragen werden gestellt und geduldig beantwortet. Anschließend bleiben die Besucher noch ein wenig und halten inne zum nachbarschaftlichen Plausch. Elsa, Jairo und Ayde stehen abseits und strahlen über das ganze Gesicht. Denn sie wissen, dass die Lepra jetzt endlich im Barrio Socorro angekommen ist. In den Köpfen der Menschen. Das ist vor allem ihr Verdienst.

Sabine Ludwig

REKORDBAUTEN DES MITTELALTERS

Das Jahr der Kathedralen: 1220

Europa im Baufieber: Vor 800 Jahren Grundsteinlegung in Amiens, Metz und Salisbury

AMIENS – Jeder Bischof, der etwas auf sich hielt, wollte mit seiner gotischen Kirche alle anderen ausstechen. Für drei der schönsten und größten Kathedralen wurde 1220 der Grundstein gelegt: Amiens, Metz und Salisbury.

Kaum ist der Burj Khalifa in Dubai mit 828 Metern Höhe als höchstes Gebäude der Welt fertiggestellt, da sind schon die nächsten Rekordjäger auf dem Weg in den Himmel: der Dubai Creek Tower mit 928 Metern soll noch 2020 fertig werden, der Jeddah Tower mit 1007 Metern im saudischen Dschidda dann 2021.

Vor acht Jahrhunderten lief auch schon dieses Spiel, diese Jagd nach immer neuen Rekordbauten. Der Unterschied: 1220 war Europa noch im Kathedralenfieber. Wer als Bischof etwas auf sich hielt, wollte mit seinem Kirchbau im gefeierten gotischen Stil alle bereits bestehenden ausstechen.

In der alten Römerstadt Amiens, wo der heilige Martin der Überlieferung gemäß im Winter 338/339 seinen Mantel mit einem Bettler teilte, waren alle Vorgängerbauten durch Brände zerstört worden. Der Neubau sollte die Rivalen aus dem Feld schlagen: Reims, Bourges, Chartres oder Paris. „200 Prozent von Notre-Dame Paris“ – so lautet ein Superlativ, um die Größe des Kirchenbaus an der Somme zu beschreiben.

Der Ausspruch bezieht sich auf das Volumen des Baus von rund 200 000 Kubikmetern. Die Grundfläche beträgt 7700 Quadratmeter, die Außenlänge 145 und die Innenlänge 133,5 Meter bei einer Höhe von 42,3 Metern. Vorübergehend hatte die Kathedrale von Amiens da-



▲ Die Kathedrale im englischen Salisbury wurde in nur 40 Jahren gebaut. Stilistisch erscheint das gotische Gotteshaus damit wie aus einem Guss. Foto: KNA

mit den höchsten Kirchenraum der Welt. Nach nicht einmal 50 Jahren war der Innenraum 1269 vollendet.

Vorbild für Kölner Dom

Der Außenbau dauerte noch bis 1285/88. Die Hauptfassade und die Türme wurden erst im 14./15. Jahrhundert fertiggestellt. Architekturhistorisch gilt Notre-Dame in Amiens neben Chartres und Reims als eine der drei klassischen, stilbildenden Kathedralen der französischen Hochgotik des 13. Jahrhunderts. Sie diente auch als Vorbild für den 1248 begonnenen Kölner Dom.

Nicht durch schiere Größe besticht die Stephans-Kathedrale von Metz, sondern durch riesige 6500 Quadratmeter Fensterfläche. „Lanterne Gottes“ wird sie deshalb

genannt und „Edelstein Lothringens“. Die Bischofskirche von Metz hat nicht nur ein 42 Meter hohes Gewölbe – wie Amiens eines der höchsten des gotischen Kirchbaus überhaupt. Sie verfügt auch über eine der größten Kirchenfensterflächen der Welt.

Zum Vergleich: Das gotische „Glas-Universum“ von Chartres hat „nur“ 2500 Quadratmeter. Die Fenster des Lang- und Querhauses wurden zwischen dem 13. und dem 20. Jahrhundert von bedeutenden Künstlern gestaltet. Der berühmteste von ihnen war Marc Chagall (1887 bis 1985).

1220 ermächtigte Papst Honorius III. Bischof Konrad von Scharfenberg, zehn Jahre lang Spenden für eine große, gotische Kathedrale zu sammeln, die „hohe Ausgaben“

erforderte. An den Toren des benachbarten Mariensstifts stieß das Domkapitel auf Granit: Die Stiftsgeistlichen waren nicht willig, ihr Territorium abzugeben. Erst im 14. Jahrhundert wuchsen die beiden Kirchen unter einem Dach zusammen.

Das warf neue Probleme statischer Art auf, für deren Behebung sich Architekt Pierre Perrat angeblich sogar mit dem Teufel einließ – eine Legende, wie sie zu mittelalterlichen Gebäuden ab einer gewissen Größenordnung einfach dazugehört. Erst 1520 waren die Bauarbeiten abgeschlossen – nach 300 Jahren. Die Weihe erfolgte 1552.

Ganz anders im südenglischen Salisbury, wo am 28. April 1220 der Grundstein gelegt wurde: Die Bischofskirche entstand auf der grünen Wiese und musste keinerlei bauliche Rücksichten nehmen. Deshalb und wegen der großen finanziellen Unterstützung durch König Heinrich III. wurde sie binnen 40 Jahren gleichsam aus dem Boden gestampft und erscheint stilistisch aus einem Guss. Der im frühen 14. Jahrhundert ergänzte Vierungsturm ist heute mit 123 Metern der höchste Kirchturm Großbritanniens.

König Heinrich III. nahm 1258 persönlich an der Weihe teil. 1265 war die Westfassade fertiggestellt. Anschließend wurde der Kreuzgang in Angriff genommen und um 1310 vollendet. Ihre architektonische Geschlossenheit macht die Kathedrale von Salisbury zu einer der schönsten der europäischen Gotik. Die Landschaftsmaler John Constable (1776 bis 1837) und William Turner (1775 bis 1851) wetteiferten darum, das Ensemble möglichst dramatisch einzufangen. Alexander Brüggemann



▲ Der Burj Khalifa in Dubai (Bildmitte) ist das höchste Gebäude der Welt. Vor 800 Jahren waren Kathedralen Rekordhalter.

Foto: Shahbaz Akram/pexels.com

ERINNERUNGEN AN DIE WENDE

Neues „nicht mit Hass beginnen“

Pastor Uwe Holmer gewährte 1990 Erich Honecker „Asyl“ in seinem Pfarrhaus

SERRAHN – Der Brandenburger Pastor Uwe Holmer wurde über Nacht international bekannt, als er Anfang 1990 dem gestürzten DDR-Staatschef Erich Honecker und dessen Ehefrau Margot für zweieinhalb Monate „Asyl“ in seinem Pfarrhaus in Lobetal gewährte. Nach der Auflösung der SED-Wohnsiedlung in Wandlitz fand sich für Honecker damals keine sichere Wohnung. Im Interview erinnert sich der heute 90-Jährige.

Pastor Holmer, welcher menschliche Zug von Erich Honecker ist Ihnen in Erinnerung geblieben?

Auf der menschlichen Ebene haben wir uns gut unterhalten. Unsere Gespräche waren durchaus freundlich, er war sehr diszipliniert, hatte sich gut im Griff, was den verlorenen Sozialismus und seine Absetzung anging, obgleich er innerlich sicher wütend war. Herr Honecker merkte bald, und ich auch, dass wir politisch auf verschiedener Basis standen. Auch geistlich hatten wir keine wirkliche Brücke. So wichen wir beide harmlos aus auf das persönliche Gespräch, was durchaus auch interessant war.

Ihre Entscheidung, dem Ehepaar Honecker Asyl im Pfarrhaus zu gewähren, wurde damals von vielen kritisiert. Was waren die Argumente, es dennoch zu tun?

Gerade unsere Kirchgemeinde und Anstaltsgemeinde standen fast vollständig hinter mir. Kritiker und Demonstranten hatten natürlich die unterschiedlichsten Argumente. Meist waren sie ärgerlich-verwundert oder wütend, dass wir Honeckers Asyl gewährten. Um das Asyl hatte uns die Kirchenleitung gebeten.

Abends rief ein Gemeinderat aus Thüringen an: „Wir sind empört, dass sie den Mann, der uns die Karriere verdorben hat, im Pfarrhaus aufnehmen.“ Als ich erklärte, dass wir es uns lange überlegt hatten, aber meinten, wir sollten die neue Zeit nicht mit Hass und Verachtung beginnen, sondern mit Versöhnung, sagte mein Gegenüber: „Wenn Sie sich das richtig überlegt haben, dann soll es so sein.“

Dieses Argument, dass wir die neue Epoche in unserem Land nicht mit Hass und Streit beginnen sollten, weil das das Miteinander noch



▲ Erich Honecker, Staatschef der atheistischen DDR, fand 1990 ausgerechnet in einem Pfarrhaus Zuflucht.

schwerer machen würde und weil die zentrale christliche Botschaft die Vergebung und Versöhnung ist, hat vielen geholfen, uns besser zu verstehen.

Gab es Kritiker, die später – mit Abstand – Ihre Entscheidung doch noch nachvollziehen konnten?

Der eindrücklichste Brief in dieser Richtung kam nach zehn Jahren etwa. In ihm hieß es: „Ich habe Ihnen damals meine Freundschaft gekündigt. Heute bitte ich Sie unter Tränen um Vergebung. Es war richtig, was Sie taten.“ Es kamen mit der Zeit etliche Reaktionen in dieser Richtung.

Ihr Pfarrhaus war seinerzeit belagert. Dennoch konnten Sie abends im Schutz der Dunkelheit mit Honecker Spaziergänge machen. Was waren Ihre Themen?

Wie gesagt, in politischen und geistigen Fragen hatten wir keine Brücke. Als ich meinte, Gorbatschow sei ein prächtiger Mann, erntete ich Empörung. Für ihn war Gorbatschow der Verräter des Sozialismus. Doch habe ich Herrn Honecker auch herausgefordert. Ich sagte ihm: Die Wiedervereinigung Deutschlands ist kein Zufall. Deutschland wurde 1949 in zwei Staaten geteilt. Genau 40 Jahre später – 1989 – werden wir wiedervereint. 40 Jahre sind in Gottes Heilsgeschichte eine feste Zeit der Demütigung, der Läuterung und der Besinnung.

Was sagte Honecker darauf?

Herr Honecker sagte etwas verlegen: „Wenn Sie das so sehen?!“ Ich bin dennoch gewiss, dass er im Laufe seiner langen Krankheit über diese Fragen nachgedacht hat. Als er aus Moskau ausgewiesen war und in Deutschland im Gefängnis saß, haben meine Frau und ich ihn besucht. Ich sagte ihm: „Herr Honecker, der Sozialismus hat einen Fehler gemacht.“ Er fragte: „Wieso?“

Ich: „Der Sozialismus hat gemeint, der Mensch sei gut, ist er aber nicht. Jeder Mensch ist ein Egoist. Jesus sagt: Wir sind Sünder. Deshalb hat Jesus die Herzen verändern wollen. Und wo Herzen verändert werden zum Guten, zu Glauben, Liebe und Hoffnung, auch zu Ehrlichkeit und Verantwortung, da werden auch die Verhältnisse gut.“

Und Honecker?

Auch da wich er einer Antwort aus. Ich aber war überzeugt, dass das nicht nur für den Sozialismus gilt, sondern für jede Gesellschaftsordnung: Die Herzen müssen zum

Guten verändert werden. In diesem Gespräch wurde ich wieder neu froh über meinen geistlichen Auftrag.

Wuchs zwischen Ihnen und Honecker so etwas wie eine Freundschaft?

Freundschaft ist zu hoch gegriffen. Wenn aber jemand zehn Wochen in unserem Hause wohnt und durch schwere Zeiten geht, wacht einfach Mitempfinden in einem auf. Wir wussten ja: Wir haben da kein Urteil zu fällen, sollen einfach nur Asyl geben und dürfen auf das Urteil der Gerichte warten. Zwar mussten auch wir uns erst mal überwinden. Aber weil wir der Anweisung Jesu folgten und das persönlich erlebte Unrecht vergeben hatten, waren wir frei zur menschlichen Begegnung.

So haben wir mit Honeckers Gefühl, als der irre Vorwurf des Hochverrats fallen gelassen wurde. Auch waren wir mit ihnen erleichtert, dass er schließlich später als wirklich kranker Mann im sowjetischen Lazarett in Beelitz Schutz und gesundheitliche Versorgung fand.



▲ Uwe Holmer: Der Pastor führte 1990 lange Gespräche mit Erich Honecker.



▲ Uwe Holmer 1990 vor seinem Pfarrhaus, wo er Erich Honecker beherbergte.

In Ihrer Autobiografie „Der Mann, bei dem Honecker wohnte“ schreiben Sie, dass es bei der DDR-Führung deutlich schlimmer hätte kommen können.

Ja, wir waren froh, dass wir in der DDR keinen Ceausescu hatten oder Breschnew, sondern einen zwar überzeugten Kommunisten, aber doch einen friedlicheren Menschentyp. Wenn ich an die Schüsse an der Mauer denke, komme ich dabei auch ins Stottern. Doch ich bin überzeugt, das ist eine Schuld, die von Moskau bis Berlin reicht und nicht Honecker allein anzulasten ist. Er war ein bis zum Fanatismus überzeugter Kommunist.

Haben Sie und Ihre Frau das Ehepaar Honecker so wahrgenommen, als sie bei Ihnen wohnten?

Für uns waren die beiden ein hilfloses, ziemlich verzweifertes Ehepaar, das keine andere Hilfe fand als in einem Pfarrhaus. Zugleich waren wir als Familie tief dankbar und froh über den Fall der Mauer und die anstehende Wiedervereinigung. Das wussten auch Honeckers. Vielleicht war auch das eine Hinderung zu allzu großer Freundschaft. Aber auch diese Freude war eine Kraft zum Helfen.

Ja, ich will sogar den Sicherheitsbehörden und Genossen ein freundliches Wort geben: 40 Jahre lang hatten sie einen Sicherheitsapparat aufgebaut und ihn im entscheidenden Augenblick nicht gegen ihr Volk angewendet. Das alles gab uns eine große Dankbarkeit und den Willen, nun auch den überwundenen Gegnern Großmut zu zeigen.

Wie sind Sie persönlich damit umgegangen, dass viele Menschen Sie für Ihren Umgang mit Honeckers beschimpft und hart kritisiert haben?

Dass wir beschimpft wurden, haben wir vor der Wende erfahren

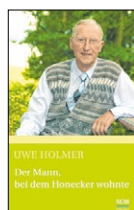
und auch danach, einfach weil wir zu Jesus gehören. Er hat es uns ja vorausgesagt. Ich denke fast, wer nie um Jesu willen missverstanden oder beschimpft oder ausgegrenzt wird, sollte sich fragen, ob er vielleicht zu angepasst an die säkulare Umgebung lebt. Wer die Wahrheit liebt und lebt, steht automatisch gegen die Lügen in der Familie und in der Gesellschaft. Und wer die Selbstverwirklichung liebt, denkt vielleicht zu wenig an die Liebe zum Nächsten, zum Hilfsbedürftigen, zum Unterdrückten.

Christen sollten lernen, nach dem Vorbild Jesu zu leben. Das bedeutet oft auch: gegen den Strom zu schwimmen. Doch hier gilt, was im Römerbrief steht: „Ist Gott für uns – wer kann wider uns sein?“ Mit unseren Kindern haben wir oft gesungen: „Sei ein lebendiger Fisch, schwimme doch gegen den Strom ...“

Sie konnten sich auf Honecker einlassen. Was braucht es, um sich auf einen Menschen einzulassen, der eigentlich im ersten Reflex eine Abwehrreaktion in uns auslöst?

Dem strikten Befehl Jesu zu gehorchen: „Ihr sollt dem Nächsten seine Verfehlungen vergeben. Wenn ihr nicht vergebt, so wird euch euer (himmlischer) Vater auch nicht vergeben“ (Matthäus 6,14f). Selten ist unser Herr so eindeutig und unbedingt gewesen wie hier. Und: Vergeben heißt abgeben, wegtun, in die Tiefe des Meeres werfen, von wo man es nicht mehr hochholen kann und will. Hier gilt auch nicht: Ich will vergeben, aber nicht vergessen.

Interview: Karin Wollschläger



Buchhinweis

Uwe Holmer
DER MANN, BEI DEM
HONECKER WOHNTE
SCM Hänssler Verlag
ISBN: 978-3-7751-4582-4
15,95 Euro

Albertus Magnus

Der Mann, der alles wusste

Um 1200 in Lauingen an der Donau geboren, erwanderte Albert von seiner schwäbischen Heimat aus ganz Deutschland und viele Länder Europas.

Wie die Natur durchwanderte er auch die Wissenschaften. Seine Werke zu Theologie, Philosophie und Naturphilosophie decken zusammen ungefähr alles ab, was es zur damaligen Zeit überhaupt zu wissen gab.

Er war ein Vordenker und Friedensstifter. Er gilt als Begründer der Kölner Universität und als Retter des Bistums Regensburg. Vor allem aber war der „Mann, der alles wusste“ als Mönch, Prediger und Seelsorger tief verwurzelt im Glauben.

Begegnen Sie diesem faszinierenden Heiligen in unserer Multimedia-Reportage unter www.heiliger-albertus-magnus.de



www.heiliger-albertus-magnus.de

Albertus Magnus
MultimediaReportage

REGINA JONAS

Mutmacherin für viele Frauen

Die erste Rabbinerin der Welt kam 1944 im Todeslager Auschwitz ums Leben

Regina Jonas war Anfang 40, als sie in Auschwitz ermordet wurde“, sagt Rabbinerin Nitzan Stein-Kokin, die der „Masorti“ angehört, der traditionellen, aber nicht orthodoxen Strömung im Judentum. „Für mich hat das einen ganz persönlichen Bezug, weil ich in einem ähnlichen Alter bin. Ich hoffe, dass ich im seelischen oder im persönlichen Leben in ihre Fußstapfen trete.“

Stein-Kokin sieht sich als eine der Erbinnen von Regina Jonas, der ersten Rabbinerin der Welt. Geboren im August 1902 als Tochter eines orthodoxen jüdischen Hausierers im Berliner Scheunenviertel, wird Regina Jonas im November 1942 ins Ghetto Theresienstadt nördlich von Prag verschleppt. Ihren Mitgefangenen spricht sie Mut zu. 1944 wird sie ins Vernichtungslager Auschwitz deportiert und kommt dort um.

Dass Jonas hierzulande nicht mehr vergessen ist, ist einer evangelischen Theologin zu verdanken: Katharina von Kellenbach. Während des Studiums in den USA sagte eine jüdische Kommilitonin zu ihr, die selbst Rabbinerin werden wollte: „Du kennst deine deutsche Geschichte nicht. Die erste Frau wurde in Berlin ordiniert und ihr Name war Regina Jonas.“

Gegen das Vergessen

Um ihre Unwissenheit „als nicht-jüdische Deutsche“ zu kompensieren, begann Kellenbach, Jonas' Leben zu erforschen. „Ich habe das als eine Art Reparationsleistung gesehen, dass ich das Andenken einer der sechs Millionen ermordeten Juden der Vergessenheit entreiße“, sagt sie. Ihre Arbeit sieht sie heute als „eine Art, mit deutscher Schuld, mit dieser unglaublichen Zerstörung durch den Holocaust, produktiv umzugehen“.

Rabbinerin Jonas war schon zu Lebzeiten bei jungen Frauen sehr geschätzt, sagt Kellenbach, die heute als Professorin für Religiöse Studien am St. Mary's College in Maryland arbeitet. Sie habe Briefe erhalten, in denen Frauen ihr über Jonas schrieben: „Sie war so ein Vorbild für mich und ich dachte mir, wenn sie Rabbinerin sein kann, dann kann ich es auch.“

Der Beruf der Rabbinerin ist in Deutschland bis heute selten. Im Winter 1935 war es eine Sensation,



▲ Regina Jonas wurde 1935 in Berlin als erste Frau weltweit zur Rabbinerin ordiniert. Fotos: gem, Thiede

als mit Regina Jonas zum ersten Mal weltweit eine Frau zur Rabbinerin ordiniert wurde. Am 27. Dezember 1935 bescheinigte der Offenbacher Rabbiner Max Dienemann nach bestandener Prüfung, dass Jonas „fähig ist, Fragen der Halacha zu beantworten und dass sie dazu geeignet ist, das rabbinische Amt zu bekleiden“.

Rabbiner Walter Homolka, Rektor des reformorientierten Abraham-Geiger-Kollegs in Potsdam, findet über die Pionierin und die ersten Frauen in geistlichen Berufen klare Worte: „Ihr Weg war wahn-sinnig schwer und sicherlich kein Zuckerschlecken. Und wäre nicht ein Rabbinermangel die Folge der Verfolgung von Juden im Dritten Reich gewesen, hätte es Regina Jonas wahrscheinlich überhaupt nicht geschafft.“

Es dauerte Jahrzehnte, bis nach der NS-Judenverfolgung in Deutschland im November 2010 mit Alina Treiger wieder eine Frau zur Rabbinerin ordiniert wurde. Sie arbeitet heute als Rabbinerin in Oldenburg. Treiger sagt, in den vielen Jahren zwischen Jonas' Ordination und ihrer eigenen sei das Judentum in Deutschland ein anderes geworden.

„Ich komme aus der Ukraine“, sagt Treiger. „Ich bin eine Einwanderin. Ich stelle nicht das typische deutsche Judentum dar, was vor

dem Krieg existierte. Regina Jonas lebte in einer Zeit, die Frauen sehr stark ablehnte. Ich lebe in einer Zeit, wo viele Rabbinerinnen schon erfolgreich ihren Weg gegangen sind.“

Heute gibt es unter den gut 30 Mitgliedern der Allgemeinen Rabbinerkonferenz in Deutschland sieben Frauen. Zu ihnen gehört Gesa Ederberg, die als konservative Rabbinerin ihre erste Berufsstation in Weiden in der Oberpfalz hatte. Seit über 15 Jahren wirkt sie in der jüdischen Gemeinde zu Berlin, in der Neuen Synagoge an der Oranienburger Straße mit ihrer glänzenden, weithin sichtbaren goldenen Kuppel.

„Ich bin sehr stolz, Rabbinerin in der Synagoge zu sein, an der auch Regina Jonas gewirkt hat“, schildert Ederberg ihre Gefühle, wenn sie an ihre Vorgängerin denkt. „Schon bevor ich Rabbinerin wurde, war sie für mich dieses leuchtende Vorbild. Und dann hier in einem gewissen Sinn ihre direkte Nachfolgerin zu sein – das sind sehr große Fußstapfen. Aber ich bemühe mich, sie zu füllen.“

Die Ordination von Frauen zur Rabbinerin ist heute weltweit üblich. Allein in den USA gibt es etwa 1000 Rabbinerinnen. Dennoch tun sich immer noch viele jüdische Gemeinden mit ei-

ner Frau am Tora-Schrein schwer. „Diejenige, die sich für diesen Beruf entscheidet, muss sich darüber im Klaren sein, dass sie einen schweren Weg geht“, sagt Rabbiner Homolka vom Abraham-Geiger-Kolleg. „Viele Frauen empfinden ihr Rabbinat als schwierig und leiden unter Akzeptanzproblemen.“

Professor Christoph Makschies, der Leiter des Berliner Instituts Kirche und Judentum, blickt dennoch optimistisch in die Zukunft: „Ich bin eigentlich ganz sicher, dass in 20 oder 30 Jahren die Zahl der Rabbinerinnen stark angewachsen sein wird. Die jüdischen Gemeinden werden sich sagen: Diese klugen Frauen hätten wir gerne, das tut unserem religiösen Leben gut.“

Nitzan Stein-Kokin sagt: „Manche der Argumente gegen Frauen im Rabbinat sind immer noch dieselben wie vor über 80 Jahren. Die Beharrlichkeit von Regina Jonas, mit der sie ihr Ziel verfolgt hat, ist für mich ein Vorbild. Sie gibt mir Mut.“

Mut für die Zukunft. Rocco Thiede



▲ Markante Front: In der Berliner Neuen Synagoge wirkte Regina Jonas.

AUSSTELLUNG IN KÖLN

Selbst Kinder kamen ins Gas

NS-Dokumentationszentrum zeigt das Leben Minderjähriger in Auschwitz



▲ Jüdische Deportierte bei der Ankunft in Auschwitz. Unter ihnen sind viele Kinder. Hunderttausende Minderjährige überlebten das NS-Todeslager nicht.

Foto: Bundesarchiv/Bild 183-N0827-318/CC-BY-SA 3.0 DE (<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de/ deed.en>)

KÖLN – Auch Kinder und Jugendliche arbeiteten, litten und starben innerhalb der Zäune von Auschwitz. Den Überlebenden ließen die Erinnerungen keine Ruhe. Ihr Leben zeigt die Ausstellung „Vergiss deinen Namen nicht – Die Kinder von Auschwitz“ im NS-Dokumentationszentrum Köln.

Der kleine Kola ist verwirrt. Der tote Körper vor ihm weist weder offene Wunden noch andere Zeichen von Gewalt auf. Der Junge, der Auschwitz überlebte, nimmt nach der Befreiung des Lagers an einer Beerdigung teil und kann gar nicht verstehen, dass ein Mensch eines „natürlichen Todes“ gestorben ist. Wie das gehen soll, hat er noch nie gesehen.

Ähnlich wie Kola ist es vielen Kindern und Jugendlichen ergangen, die Auschwitz überlebt haben. Sie hatten nur die Welt im Lager kennengelernt, die von Arbeit, Misshandlung und Tod geprägt war. Die Schrecken ließen sie nicht los und begleiteten sie ihr gesamtes Leben lang – und auch das ihrer Kinder und Enkel.

Das Kölner NS-Dokumentationszentrum will daran erinnern. Bis zum 23. Februar hängen im hellen, schlichten Ausstellungsraum des EL-DE-Hauses Banner. Sie zeigen Namen, Bilder und die Geschichten von Kindern und Jugendlichen, die

unter den Schrecken des KZ litten. Es waren rund 232 000 von ihnen, die aus ganz Europa nach Auschwitz gebracht wurden. Lediglich 650 überlebten.

Viele Selbstmorde

„Auschwitz wirkt noch heute fort, auch wenn seine Kinder schon nicht mehr am Leben sind“, erklärt Kurator Alwin Meyer. Bemerkenswert sei zum Beispiel, dass viele Kinder auch weiterhin Essensreste versteckten, was im Lager überlebensnotwendig gewesen war. Auch spielten sie mit anderen Kindern Lagerorten nach. „Die wenigsten konnten die Erlebnisse verarbeiten oder darüber sprechen“, sagt Meyer. „Viele haben auch Selbstmord begangen.“

Kinder und Jugendliche seien im Lager nicht anders behandelt worden als Erwachsene. „Einen natürlichen Schutz für Junge oder Alte gab es nicht“, betont Meyer. „Wer als nicht arbeitsfähig erachtet wurde, ist direkt ins Gas geschickt worden.“ Dasselbe Schicksal habe auch schwangeren Frauen und Müttern gedroht, die ihre Kinder beschützen wollten.

Meyer setzt sich seit 48 Jahren mit dem Thema auseinander. Die Ausstellung zeigt das Ergebnis seiner Recherchen. Im Sommer 1971 besuchte er, damals 21 Jahre alt, zum ersten Mal das ehemalige KZ-Ge-

lände. Dort lernte er den ehemaligen Häftling Tadeusz Szymanski kennen, der ihm von den Kindern im Lager erzählte. „Ich war schockiert, dass Deutsche, dass Menschen so etwas tun können“, erinnert sich Meyer. Die Geschichte habe ihn nicht mehr losgelassen.

In den Folgejahren suchte er nach überlebenden Kindern, um mit ihnen zu sprechen. Weltweit konnte er 80 ausmachen, mit 55 von ihnen Interviews führen. Das sei zu Beginn nicht einfach gewesen. „Mit mir als Deutschem wollten viele nichts zu tun haben“, sagte Meyer. Durch die Hilfe von Szymanski habe er allerdings viele Gespräche führen und zu einigen ehemaligen Insassen später auch enge Kontakte aufbauen können.

Dazu gehört auch der inzwischen verstorbene Kola, den er später noch zehn Mal getroffen habe. Der Junge war fünf Jahre alt, als das KZ am 27. Januar 1945 von der sowjetischen Armee besetzt wurde. Von seinen Eltern war er getrennt worden. Ob sie noch lebten, konnte er nicht wissen. Ein kinderloses Paar aus der Umgebung nahm ihn bei sich auf und zog ihn groß. Dennoch stellte Kola insgeheim Nachforschungen an und suchte seine Familie mit Hilfe eines einzigen kleinen Fotos, das ihn als Kind mit einem Regenschirm in der Hand zeigte.

„Kinder aus Auschwitz wissen teilweise bis heute nicht, was mit ihren Eltern passiert ist“, erklärt Meyer. Die Fälle, in denen Eltern und Kinder wieder zusammenfanden, seien selten. Ein Beispiel dafür sei Lidia Rydzikowska. Sie wurde bei der Ankunft in Auschwitz von ihrer Mutter getrennt, die dann in ein anderes Lager gebracht wurde. Bevor sie sich von ihrer Tochter trennen musste, konnte die Mutter ihr noch einen Rat geben: „Vergiss deinen Namen nicht.“ 1962 fanden Mutter und Tochter wieder zusammen.

Johannes Senk

Information

„Vergiss deinen Namen nicht – Die Kinder von Auschwitz“ ist bis 23. Februar im NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln, Appellhofplatz 23-25, zu sehen. Öffnungszeiten: Dienstag bis Freitag 10 bis 18 Uhr, Samstag, Sonntag und an Feiertagen 11 bis 18 Uhr, jeden ersten Donnerstag im Monat bis 22 Uhr. Eintritt: 4,50 Euro, ermäßigt 2 Euro. Im Internet: museenkoeln.de/ns-dokumentationszentrum

Medientipp

Warnung vor der Macht des Mobs

Ein Kindermörder versetzt Berlin in Angst und Schrecken. Die Polizei ist machtlos. Von den Medien aufgehetzt, macht sich selbst die kriminelle Unterwelt auf die Suche nach dem Täter. Fritz Langs „M“ (1931) hat Filmgeschichte geschrieben: als einer der ersten deutschen Tonfilme – und als einer der erfolgreichsten. Die Neuauflage im Serienformat verlegt die düstere Jagd auf den Mörder ins Wien der Gegenwart.

Joseph Goebbels, Chefpropagandist der Nazis, war begeistert von Langs „M“: „Fabelhaft!“ sei der Streifen, schrieb Goebbels in sein Tagebuch. „Gegen die Humanitätsduselei. Für Todesstrafe! Lang wird einmal unser Regisseur.“ Daraus wurde nichts: Nach der braunen Machtübernahme emigrierte Lang in die USA. Drehbuch-Autorin Thea von Harbou, Langs Frau, blieb und diente sich den Nazis an.

Ohnehin lag Goebbels mit seiner Einschätzung völlig daneben. Langs „M“ war kein Plädoyer für eine gleichgeschaltete Masse, die Kriminelle, Andersartige und Außenseiter aussortiert und ausmerzt. „M“ war eine Warnung vor der zerstörerischen Macht des Mobs – letztlich also gerade auch eine Warnung vor den Nazis, die sich zum Zeitpunkt der Filmpremiere anschickten, Deutschland zu verändern.

Auch David Schalkos Neufilm will warnen: vor der Macht der Boulevardmedien, vor Populismus, „Fake News“ und Hetze im Internet. „M – Eine Stadt sucht einen Mörder“ spielt mit zahlreichen Anspielungen auf die österreichische Politik der Gegenwart: Der jugendliche Innenminister erinnert optisch an Kanzler Sebastian Kurz, inhaltlich an die FPÖ. Das ist vielleicht ein wenig zu dumpf. Aber doch allemal sehenswert. *tf*



Information

„M – Eine Stadt sucht einen Mörder“ ist auf DVD (EAN: 4061229107754) und Blu-ray (EAN: 4061229107716) erschienen und im Handel ab etwa 15 bzw. 20 Euro erhältlich.



◀ *Allerlei Schlittenkonstruktionen zeigen die Vielfalt des winterlichen Gefährts. Im Bild rechts: ein schwerer Baumschlitten – nicht für das Freizeitvergnügen gebaut, sondern für den Holztransport in den Bergen.*

SONTHOFEN – Einen Blick auf die Welt der Schlitten und Rodel wirft die aktuelle Sonderausstellung „Bahn frei für den Schlitten“ im Heimathaus Sonthofen. Mobilität in der Winterzeit, trotz Eis und Schnee.

Wo der erste Schlitten gebaut wurde, weiß man nicht. Jedenfalls gibt es in allen „Ecken der Welt“ schon frühzeitig in der Geschichte Gerätschaften, denen das Prinzip des Schlittens zugrunde liegt. Schlitten wurden zunächst genutzt, um Menschen und Güter auf Schnee und Eis halbwegs bequem zu transportieren.

In Europa dienten Schlittenkonstruktionen in vielen Ausführungsvarianten nicht allein als Transportmittel: Ab dem 18. Jahrhundert wurden Schlitten auch Teil einer neu entstehenden Vergnügungskultur des Bürgertums. Zeitgenössische Abbildungen zeigen Menschen auf Rodeln Hänge hinunterbrausen, oder Familienszenen, wo das Sportgerät Schlitten eine beherrschende Rolle spielt.

Besser und schneller

Vom Freizeitvergnügen bis zum „richtigen“ Sport war es dann nicht mehr weit. Zunächst in Eigenbau stellten findige Köpfe und Handwerker immer ausgereifere Rodel her, die besser lenkbar und vor allem schneller waren. Und im aufkommenden „Fremdenverkehr“ zu Beginn des 20. Jahrhunderts warben Tourismusorte der Alpen mit dem Rodelspaß für jedermann. Sogar Handbücher übers Schlittenfahren gab es. Nach ersten Bemühungen in den 1930er Jahren wurde der Rodelsport ab 1964 olympische Disziplin.

Noch bevor die Ski Ende des 19. Jahrhunderts als alpines Sport-

„BAHN FREI!“

Die Welt im Rodelfieber

Ausstellung beleuchtet Erfolgsgeschichte des Schlittenfahrens

gerät Eingang in die „besseren Kreise“ fanden, war das Schlittenfahren ein kurzweiliges Vergnügen für viele Menschen, beileibe nicht nur für Kinder. Ein Schlitten war ohnehin in fast jedem Haus vorhanden, um Holz aus dem Wald zu holen, Besorgungen nach Hause zu bringen oder die schwere Milchkanne zur Dorfsennerei zu ziehen.

In Sonthofen im Oberallgäu war es Georg Schmid (1869 bis 1939), der in seiner Wagerei nicht nur Kutschen und Wagen baute, sondern auch Rodel und später Skier herstellte. Unter der Marke „Steinbock“ baute Schmid skandinavische Skimodelle nach und verbesserte dabei das eine oder andere Detail. In dieser Zeit, Anfang des 20. Jahrhunderts,

eroberte sich der immer weiter vervollkommnete Schlitten seinen Platz im aufkommenden Wintersport. Rodelpartien galten als gesellschaftliche Ereignisse; Ski- und Rodelclubs wurden gegründet. Selbst Frauen, denen man den Skisport auszureden versuchte, durften hier Eleganz und Mut beweisen, ohne sich allzu großer Gefahr auszusetzen.



◀ *Rodelspaß zum Jahreswechsel: Anno dazumal wünschte man sich mit solchen Karten einen „guten Rutsch ins neue Jahr“.*

Fotos: Gutschmiedl

Kein winterlicher Spaß

Die „Riesen“ unter den Schlitten wurden vornehmlich bei der Waldarbeit in Gebirgsregionen eingesetzt, um im Pferdezug oder von Hand gelenkt Baumstämme ins Tal zu bringen und an die lokalen Sägewerke zu liefern. Mit winterlichem Spaß hatte diese schwere und gefährliche Arbeit nichts gemein. Ein solcher schwerer „Baumschlitten“ ist in der Ausstellung ebenso zu sehen wie filigrane Modelle, die Kinderwagen auf Kufen gleichen, oder die ersten Konstruktionen, die mit Stahlrohren den gängigen Holzschlitten Paroli boten.

Winterzeit, Weihnachtszeit. Kein Wunder, dass bald schon der heilige Nikolaus oder eine Gruppe von Engeln mit einem Schlitten unterwegs waren bei ihren Besuchen auf der Erde – zumindest im Kinderspiel, als weihnachtliche Dekoration oder als Darstellungen auf Grußpostkarten und Adventskalendern.

Josef Gutschmiedl

Information

Geöffnet ist das Heimathaus Sonthofen Dienstag bis Donnerstag sowie Samstag und Sonntag von 15 bis 18 Uhr (geschlossen am Faschnachtsdienstag, 25. Februar). Die Ausstellung läuft bis 15. März. Weitere Infos im Internet: www.heimathaus-sonthofen.de

KINDERBUCH-HELD FEIERTE 20. GEBURTSTAG

Keine Angst vor großen Monstern

Das „Junge Museum“ Speyer widmet dem „Grüffelo“ eine Schau zum Mitmachen

SPEYER – „Hallo kleine Maus, wohin geht die Reise? Bei mir im Bau gibt's Götterspeise.“ So fängt eines der bekanntesten Kinderbücher der vergangenen 20 Jahre an: „Der Grüffelo“. 1999 erschienen, ist es mittlerweile ein moderner Klassiker. Das „Junge Museum“ in Speyer widmet dem Monster jetzt eine bunte Ausstellung.

Als für die ganze Familie gedachte Einrichtung wurde das „Junge Museum“ als Teil des Historischen Museums der Pfalz in Speyer vor 20 Jahren eröffnet – und ist damit genau so alt wie der Grüffelo. Der ist nun schon zum zweiten Mal zu Gast in Speyer: 2018 war er Teil der Ausstellung „Das Sams und die Helden der Kinderbücher“.

Im Grüffelo-Buch trifft eine kleine, gewitzte und mutige Maus nacheinander auf ihre Feinde Fuchs, Eule und Schlange. Um nicht gefressen zu werden, erfindet sie sich einen imaginären Freund, den Grüffelo. Dieser ist wirklich schauerlich anzusehen. Er hat lange, schreckliche Zähne, Hauer und Klauen, knotige Knie, giftige Warzen, feurige Augen, Stacheln am Rücken – ein wahres Ungetüm also.

Und er liebt Fuchspieß, Eule in Zuckerguß und Schlangenspeise. Ihre Fressfeinde schlägt diese Beschreibung in die Flucht. Die Maus begegnet aber daraufhin tatsächlich der Gestalt ihrer Fantasie und muss

diese ebenfalls davon abhalten, sie zu fressen.

Das Buch der Londoner Autorin Julia Donaldson mit Bildern des Hamburger Illustrators Axel Scheffler wurde bereits in 85 Sprachen übersetzt und 25 Millionen mal verkauft. 2004 ist die Fortsetzung erschienen, in der sich ein mutiges Grüffelo-Kind auf die Suche nach einer schrecklichen Maus macht.

Die Schau beginnt mit Präparaten der Mäusefeinde Fuchs, Eule und Schlange. Dazu gibt es eine Mitmachstation mit Bildern und Erklärungen verschiedener Tiere des Waldes, die man frei an einer Kulisse in ihren Lebensräumen platzieren kann. Ein Quiz bietet Informationen zu Flora und Fauna des Waldes. Ein Erlebnis-Parcours bezieht alle Sinne mit ein und fördert Bewegungen wie Balancieren und Hüpfen.

Spannende Abenteuer

In kuscheligen Lesecken kann man Grüffelo-Bilderbücher betrachten. Kreativer wird es in der Spiel-Küche, in der Kinder fantasievolle Rezepte ausprobieren können. Die Konzentrationsfähigkeit fördert ein großes Memory. Man kann sich mit Umhängen verkleiden und in einer Höhle spannende Abenteuer erleben.

Ein großer Anteil der nicht-interaktiven Ausstellungsstücke richtet sich dagegen eher an die erwachse-



▲ Lange Zähne, feurige Augen: So zeigt sich der – eigentlich gar nicht so furchterregende – Grüffelo auch in der Speyerer Ausstellung. Foto: Eiselstein

nen Besucher. Zu sehen sind unter anderem Originalzeichnungen des Grüffelo-Illustrators Scheffler.

Die Ausstellung besticht besonders durch ihre Liebe zum Detail.

Sämtliche Stationen sind sehr kindgerecht und auf die verschiedensten Bedürfnisse abgestimmt. Es wird einiges an Hintergrundwissen vermittelt, sowohl in der Ausstellung selbst als auch durch eine umfangreiche Handreichung für Lehrer, die man auf der Internetseite des Museums kostenfrei herunterladen kann.

Das Mitmachen kommt an, wie man an den emsig spielenden und knobelnden Kindern sehen kann, die Station für Station mehr über den Grüffelo, aber auch über den Lebensraum Wald erfahren. Gerade für Familien ein Konzept, das aufgeht und Spaß macht. Lucia Eiselstein

Verlosung

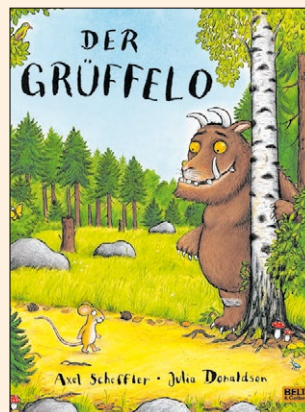
Lesespaß mit dem Grüffelo

Die Verlagsgruppe Beltz, Kooperationspartner der Ausstellung, bietet für kleine und große Grüffelo-Freunde verschiedene Ausgaben des Kinderbuch-Klassikers an. Neben dem Original gibt es den Grüffelo etwa auf Schwäbisch, Plattdeutsch, Kölsch und in anderen Dialekten. Dazu kann man in bunten Naturführern mit dem Grüffelo Rätsel zu den vier Jahreszeiten lösen und der Kreativität mit verschiedenen Bastel-, Spiel- und Malbüchern freien Lauf lassen. „Der Grüffelo“ (ISBN 978-3-407-79230-3; 13,95 Euro)



erzählt die Geschichte von Maus und Grüffelo in der bekannten Reimform. Mit vielen bunten Bildern und großer Schrift eignet sich diese Ausgabe

auch für kleine Erstleser. Der „Grüffelo Naturführer Winter“ (ISBN 978-3-407-75452-3; 5,95 Euro) bietet Rate-, Mal- und Bastelspaß rund um die kalte Jahreszeit für drinnen und draußen mit über 200 tierischen Stickern.



Wir verlosen dreimal das Originalbuch „Der Grüffelo“ sowie fünfmal „Der Grüffelo Naturführer Winter“! Schreiben Sie bis zum 5. Februar eine Postkarte an: Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost, Stichwort „Grüffelo“, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg. Viel Glück! vf

Information

Die Grüffelo-Ausstellung ist bis zum 14. Juni im „Jungen Museum“ des Historischen Museums der Pfalz, Domplatz 4 in Speyer zu sehen. Geöffnet Dienstag bis Sonntag von 10 bis 18 Uhr. An Feiertagen und in den rheinland-pfälzischen, baden-württembergischen sowie hessischen Winter-, Faschings-, Oster- und Pfingstferien ist das Museum auch montags geöffnet. Weitere Informationen im Internet unter museum.speyer.de/aktuell/grueffelo.

Felsenfest wie ein Gebirge

Film „Ein verborgenes Leben“ zeigt den einsamen Widerstand des Franz Jägerstätter



▲ Er hält auch im Gefängnis an seiner Gewissensentscheidung fest: Franz Jägerstätter (August Diehl). Fotos: Pandora Film

Wer war Franz Jägerstätter? Auch in katholischen Kreisen ist der Name dieses Bauern aus dem österreichischen Innviertel hierzu-land weithin unbekannt. Jägerstätter verweigerte 1943, im Alter von 35 Jahren, den Wehrdienst und wurde so zu einem Märtyrer des Dritten Reichs. Ein aktueller Film beeindruckt als bildgewaltige Studie über die einsame Entscheidung eines Mannes, der auf unbeeinträchtigte und beinahe verstörende Weise allein seinem Gewissen folgt.

Regisseur Terrence Malick, in Deutschland bisher wohl nur einem kleineren Publikum bekannt, orientiert sich in „Ein verborgenes Leben“ lediglich an einigen Daten aus dem Leben dieses oberösterreichischen Glaubenszeugen. Jägerstätter wurde am 6. Juli 1943 wegen „Wehrkraftzersetzung“ durch das Reichskriegsgericht in Berlin-Charlottenburg zum Tod verurteilt und wenige Wochen später, am 9. August, in Berlin-Plötzensee durch das Fallbeil hingerichtet. Am 26. Oktober 2007 wurde er in Linz seliggesprochen. Wer sich von dem Film, der dieses Zeugnis zum Thema hat, nun eine

Schilderung der Lebensgeschichte dieses Helden eines stillen Widerstands erhofft, wird enttäuscht.

In wenigen Bildern deutet Malick den Landwirt und Familienvater Jägerstätter nur an, wie auch den Mesner in der Kirche seines Heimatdorfs St. Radegund. Dieses verlegt der Film aus dem Voralpenland des Innviertels in eine hochalpine Bergwelt: Gedreht wurde in den Südtiroler Dolomiten. So bilden die schroffen Zinnen und hohen Gipfel dieser Berge über weite Strecken die monumentale Kulisse und sind gleichzeitig so etwas wie ein Spiegelbild dieser psychologischen Momentaufnahme.

Die Wandlung des Bauern

Recht grob, nämlich nur in Aussagen der Leute im Dorf, skizziert der Film auch die angebliche Wandlung dieses Sohns eines Bauern von einem Draufgänger und „wildem Hund“, der er nach Meinung des Bürgermeisters war, zu einem bescheidenen und im besten Sinne braven Ehemann. Der ist scheinbar in seinem Gottvertrauen durch gar nichts zu erschüttern. Durch seine Heirat mit Franziska sei er so ein ganz anderer geworden, wissen die Leute.

Was diesen wortkargen, vielleicht zum Grüblerischen neigenden Franz, mit großer Gemütsruhe bis zu einer stoischen Duldsamkeit gespielt von August Diehl, vor allen anderen auszeichnet, interessiert Malick in seinem dreistündigen Historien- und Naturdrama nur am Rande. Indem er die Herkunft des Protagonisten, seine Handlungsmotive, seine Beziehungen zu Menschen und zur Heimat betont unscharf zeichnet, gerinnen seine Bilder fast zum Porträt einer Seele.

Denn Malick will nichts erzählen. Er will das Unerklärliche nicht erklären. Er zeigt nur etwas, aber das in epischer Breite. Er zeigt minutiös und in allen Schattierungen zwischen Zweifel und Hoffnung, zwischen der Liebe eines frommen Ehepaars und dem Hass der Nazis, zwischen der Schönheit der Natur in den Bergen und der bedrückenden Tristesse der Haftanstalt eine einzige Entscheidung. Es ist die Entscheidung, aus der alles, was man in diesem Film kaum Handlung nennen mag, in großer, unvermeidlicher Konsequenz folgt.

Franz, der zum Kriegsdienst eingezogen wird, weigert sich, den Treueid auf Hitler zu schwören.

Er ist aber auch bereit, alle ihm und seiner Familie daraus entstehenden Folgen zu tragen. Denn es ist ihm ein Gräueltat, diesen einen Satz, die Eidesformel der Wehrmachtssoldaten aufzusagen, die in seinen Augen eine glatte Lüge wäre: „Ich schwöre bei Gott (...), dass ich dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, (...) unbedingten Gehorsam leisten und als tapferer Soldat bereit sein will, jederzeit für diesen Eid mein Leben einzusetzen.“ Franz nennt es sein „Gefühl“, das ihm sagt: „Ich kann nicht tun, was ich für falsch halte.“

Sonnenschein in der Zelle

Mit dieser schlichten Überzeugung konfrontiert er seine Frau und die Dorfgemeinschaft, während die dunklen Wolken über den Bergen und das Donnerrollen über dem Dorf vom Ringen in seinem Herzen zu sprechen scheinen. Und so kommt, was kommen muss: Franz wird einberufen und hebt den Arm nicht zum Eid. In langen Monaten der Haft erfährt er unzählige Demütigungen und Schikanen. Seine Wärter prügeln auf ihn ein. Doch der Sonnenschein, der seine Zelle erleuchtet, kündigt von dem reinen Gewissen, das sich dieser unschuldige Häftling bewahrt hat.

So konfrontiert er mit seiner Überzeugung am Tag der Gerichtsverhandlung im Hinterzimmer des Saals auch seinen Richter, der ihm als altersweiser General (Bruno Ganz) sensibel gegenübertritt. Offenbar will dieser das Leben des jungen Angeklagten retten. Doch Franz fragt ebenso einfach wie entwaffnend: „Habe ich nicht das Recht, so zu handeln?“

Als Franziska, seine über alles geliebte Ehefrau (Valerie Pachner), die Benachrichtigung von der Verurteilung zum Tod erhält, entschließt sie sich, ihn noch einmal zu besuchen.

Verlosung

Wir verlosen 5 mal 2 Kinogutscheine für „Ein verborgenes Leben“. Schreiben Sie bis zum 31. Januar eine Postkarte an: Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost, Stichwort „Jägerstätter“, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg. Oder eine E-Mail an: anzeigen@suv.de. Viel Glück!



▲ Auch der Pfarrer (Tobias Moretti, rechts) kann Franz nicht umstimmen.



▲ Seine Frau Franziska (Valerie Pachner, rechts) betet bei der Arbeit auf dem Feld.

Lange war sie im Dorf von allen angefeindet worden. Denn als einzige hatte sie ihrem Franz stets den Rücken gestärkt, so sehr sie an manchen Tagen über seiner Entscheidung verzweifelte. In Begleitung des Dorfpfarrers (Tobias Moretti) fährt sie nach Berlin in die Haftanstalt, darf ihren Franz treffen. Als dann die Wärter gewaltsam und rücksichtslos die sehnsuchtsvolle Umarmung der beiden lösen, als Fani, so nennt er sie, ihm gegenüber an einem Tisch Platz nimmt, um ein letztes Mal seine Stimme zu hören, in sein Gesicht zu sehen: Spätestens jetzt, beim Abschied der beiden vor seinem unausweichlichen Tod, überkommen auch den Zuschauer Zweifel.

Viele haben geschworen

Hätte Franz nicht einfach den Eid schwören können? Wie viele haben das getan und haben sich doch ihre – so möchte man mutmaßen – aufrechte, vielleicht auch regimekritische Gesinnung bewahrt? Hätte das Glück des Ehepaars nicht nach dem Krieg noch lange währen können?

Auch der Pfarrer versucht ihn noch umzustimmen: „Für Gott zählt nicht, was du sagst, nur was du im Herzen hast.“ Denn auch noch nach dem Todesurteil bleibt Franz Gelegenheit genug, mit einer einfachen Unterschrift seine Verweigerung zu widerrufen. „Sie könnten als Sanitärer Dienst tun, ich bekomme das hin“, hatte ihm sein Verteidiger nach dem Urteil versprochen. Doch so felsenfest wie die Gebirgskulisse hinter dem Dorf St. Radegund steht der Entschluss dieses Mannes.

Und auch jetzt noch verschont der Film sein Publikum mit fast nichts. Die Kamera blickt dem Todeskandidaten auf seiner Bank im Hof vor der Hinrichtungskammer ins angsterfüllte Gesicht. Sie begleitet ihn hinein, vor das Fallbeil, auf die Fliesen, die in wenigen Momenten von seinem Blut überströmt sein werden.

Nachdem aber Franz hingerichtet ist, lässt Malick wieder die Natur sprechen: das Tosen des Wasserfalls, die Anmut des Getreidefelds vor dem Kirchturm von St. Radegund unter dem Abendhimmel. Als läge in der Schönheit der Natur die Antwort auf die Frage, warum Franz sterben musste. Als läge darin die Antwort auf das Leid, das Unrecht unter den Menschen. Als fände sich in ihr die Bestätigung dafür, dass Franz für das Recht und die Wahrheit gestorben ist.

Diese geistliche Atmosphäre, den Glauben an das Gute, verstärkt der Film „Ein verborgenes Leben“ noch, indem er mit ganz wenigen Dialogen auskommt. Dafür wird er in seinen Stimmungen immer von der Musik von James Newton Howard getragen. Die Schonungslosigkeit seiner Bilder findet immer wieder in zahllosen Zitaten aus überaus liebevollen Briefen der Eheleute ein Gegengewicht.

So möchte man den Film über den Widerstand dieses Seligen einen

gläubigen Film nennen. Jedenfalls aber einen Film voll des Respekts vor der scheinbar wahnsinnigen, damals von fast niemandem verstandenen Entscheidung eines Mannes, dem der Gehorsam seinem Gewissen gegenüber mehr bedeutete als das Leben. Dieser Film macht Hoffnung: Es gibt etwas Absolutes, wofür es sich zu leben und zu sterben lohnt. Es gibt ein Leben, das größer ist als alle Macht, alles Unrecht und alle Gewalt dieser Erde.

Ulrich Schwab

AUGUST DIEHL VALERIE PACHNER MATTHIAS SCHOENAERTS BRUNO GANZ MARIA SIMON

SÉLECTION OFFICIELLE
FESTIVAL DE CANNES

EIN VERBORGENES LEBEN

EIN FILM VON
TERRENCE MALICK

»Kino in seiner mächtigsten und heiligsten Form. Dieser Film ist eine Kathedrale für die Sinne.« VARIETY

WWW.EIN-VERBORGENES-LEBEN.DE

AB 30. JANUAR IM KINO

PARADEA FILM medienboard DEUTSCHE FILMKOMMISSION FFA mfm

21 Außer zwei Schweinen und einem Dutzend Hühner hatte man vom Vorgänger drei Kühe übernommen und diese Anfang Juni als Pensionsvieh einem Senner mit auf die Alm gegeben. Die Bäuerin musste sich schon arg abrackern ohne fließendes Wasser und Elektrizität. Von dem bisher gepachteten Hof war sie einen solchen „Komfort“ gewöhnt gewesen, aber sie schickte sich ohne Murren in die primitiven Verhältnisse.

Auch, was den Weg ins Dorf anging, mussten sie sich ganz schön umstellen. Statt einer befestigten Straße führte nur ein sechs Kilometer langer Schotterweg hinunter. Im Sommer sah der Weg noch manierlich aus, im Herbst aber wuschen starke Regenfälle tiefe Rinnen hinein. Im Frühjahr, zur Zeit der Schneeschmelze, verwandelte sich der Weg geradezu in einen Bach. Zweimal im Jahr wurden diese Rinnen von den Bergbauern in Gemeinschaftsarbeit wieder aufgeschottert.

Im Winter gab es Probleme anderer Art: Es existierte kein öffentlicher Räumdienst. Damit die Bauern ins Dorf gelangen und die Kinder die Schule besuchen konnten, musste jeder Bauer das Stück des Weges von seinem Hof bis zum unterhalb liegenden einigermaßen frei halten. Natürlich machte man den Weg nicht in der gesamten Breite frei, das wäre viel zu mühsam gewesen. Man begnügte sich damit, einen schmalen Pfad zu schaufeln, auf dem ein Fußgänger bequem gehen konnte. Es gab Zeiten, da musste jeden Tag geschaufelt werden, an manchen Tagen sogar zweimal. Dennoch war es nicht einfach, ins Dorf zu gelangen.

Das Hinaufkommen gestaltete sich noch ungleich schwieriger, wenn man mit Einkäufen schwer beladen war. Auch die Schultaschen der Töchter drückten beim Hinaufgehen wesentlich stärker als beim Abstieg. Der einzige Vorteil für die Familie bestand darin, dass sie in ihrer Abgeschiedenheit nichts vom Krieg mitbekam. Hans blieb, als Vater von fünf kleinen Kindern und einziger Mann auf dem Hof, vorerst vom Kriegsdienst verschont. Doch als der Krieg schier kein Ende nehmen wollte, griff man auf die letzten Reserven zurück. So wurde der Ärmste noch im März 1945 eingezogen, als eh schon alles drunter und drüber ging.

Für Zenta bedeutete das eine harte Zeit. Mit ihren ältesten Töchtern, Sanna war mittlerweile 13 und Kathi zehn, musste sie sich durchbeißen. Zum Glück stand noch keine Feldarbeit an, was die Sache für Mutter und Töchter erleichterte. Zur Freude aller stand Hans, bevor die Heuernte losging, wieder daheim auf der Türschwelle. Er war gar nicht mehr zum Kriegseinsatz

Der Fluch der Altbäuerin



Der gepachtete Hof wird für die wachsende Familie allmählich zu klein. Außerdem träumen Zenta und Hans davon, einen eigenen Hof zu bewirtschaften. Nach längerer Suche finden sie mit dem Bärenhof ein neues Zuhause mit viel Platz. Glücklich zieht die Familie auf den Hof, der sich inmitten saftiger Wiesen wie ein Schwalbennest an den Berg schmiegt.

gekommen. Während er noch die Grundausbildung durchlaufen hatte, fand der Krieg ein Ende.

Überrascht schloss Zenta den Heimkehrer in die Arme. Sie hatte nicht nur ihren geliebten Mann unverseht zurück, dem Hof stand auch dessen volle Arbeitskraft wieder zur Verfügung. So nahm das Leben seinen gewohnten Gang. Zu ihrem Leidwesen wollte sich bei der Bäuerin keine neue Schwangerschaft einstellen. So gaben die beiden die Hoffnung allmählich auf, doch noch einen Hoferben zu bekommen.

Da die Familie so abgeschieden wohnte, legte Hans großen Wert darauf, jede Woche zu seinem Stammtisch zu gehen. Erstens war es wichtig, mit den Dorfbewohnern Kontakt zu pflegen, zweitens liebte er dort die Geselligkeit und drittens erfuhr er, was es Neues im Dorf und in der Welt gab. Man hatte ja weder Radio noch Zeitung. Eines Abends, im April 1947, kam er ganz aufgekratzt nach Hause und berichtete, noch völlig außer Atem: „Du, Zenta, ich hab den Hof verkauft.“

Vor Schreck ließ sie sich erst einmal auf einen Stuhl fallen. Dann fauchte sie ihn an: „Ja, bist du narisch wor'n? Du kannst doch nicht einfach den Hof verkaufen!“ „Ich dachte, du freust dich über diese Nachricht! Dir hat es hier oben doch nie besonders gefallen. Das Leben war für dich doch immer so beschwerlich.“ „An die Beschwerlichkeiten hab ich mich längst gewöhnt. Und irgendwann werden wir flie-

ßendes Wasser ins Haus legen lassen und elektrischen Strom. Dann lässt sich's hier ganz gut leben.“

„Wieso sollen wir auf dem Hof bleiben und sogar noch investieren, wenn bei uns gar keine Aussicht mehr auf einen Hoferben besteht?“ „Ja, du bist gut! Wir sitzen hier doch nicht nur, um auf einen Hoferben zu warten. Wir anderen müssen doch auch irgendwo wohnen. Und wovon sollen wir dann leben?“, rief sie aufgebracht. „Schließlich ernährt uns der Hof!“

„Wir können ja wieder einen anderen pachten.“ „Pachten?!“ Dieses Wort muss sie ihm geradezu verächtlich entgegengeschleudert haben. „Ich versteh dich nicht. Erst hast du alles darangesetzt, Herr auf eigenem Grund zu sein, und jetzt willst du dich wieder in Abhängigkeit begeben!“ „Ich meine ja nur vorübergehend, bis wir in einer Tal-lage einen geeigneten Hof kaufen können.“ „Wenn du vorhast, einen anderen Hof zu erwerben, können wir ja so lange hierbleiben, bis du den richtigen gefunden hast. Sonst müssten wir ja zweimal umziehen. So lustig finde ich das auch nicht. Sobald du einen neuen Hof gekauft hast, ist's noch früh genug, den Bärenhof herzugeben.“

„Mein Interessent möchte aber schon im Mai einziehen.“ „Ja, spinnst du?! Das seh ich überhaupt nicht ein! Wir können doch nicht so hoppla-hopp unsere Zelte hier abbrechen!“ „Aber schau mal, Zenta“, versuchte er, ihr diese Veränderung

schmackhaft zu machen. „Wenn wir noch im Mai umziehen, ersparen wir uns in diesem Sommer sogar das Heumachen.“

„Red' doch keinen Schmarrn! Egal wo wir landen, dort müssten wir auch heuen. Oder willst du etwa irgendwo als Tagelöhner arbeiten?“ „Auf keinen Fall. Natürlich will ich Bauer bleiben, aber vorübergehend auf einem gepachteten Hof.“ „Auf einem Pachthof müssten wir auch Heu machen.“ „Ja, schon. Aber wenn wir einen Hof im Tal pachten, ist das doch viel einfacher. Außerdem würde das Leben für dich dort in jeder Hinsicht leichter“, versuchte er es erneut.

„Bilde dir bloß nicht ein, dass du von heute auf morgen einen Pachthof findest“, hielt sie ihm vor. „Wir sollten es zumindest versuchen.“ „Selbst wenn du in so kurzer Zeit einen auftreiben solltest, kein Bauer wird dir den für nur ein paar Monate überlassen. Pachtverträge laufen immer über mehrere Jahre. Für uns würde das bedeuten, dass wir ewig dort festsitzen. Nachdem ich einige Jahre Bäuerin gewesen bin, hab ich keine Lust, wieder Pächterin zu sein.“

„Ah, geh“, versuchte der Bauer, sie zu besänftigen. „Es wär ja wirklich nicht für lange, dann bist wieder Bäuerin. Schau, mein Interessent hat mir einen so sensationellen Preis geboten, dass wir schnell zugreifen sollten.“ „Wenn er wirklich so sehr an unserem Anwesen interessiert ist, wird er auch warten können, bis wir einen neuen Besitz gefunden haben.“ „So lange wird mein Interessent nicht warten.“

„Interessant? – Ich höre immer nur Interessent! Was ist das überhaupt für einer?“ „Ein Städter. Am Stammtisch hat er nachgefragt, ob nicht einer seinen Hof hergeben möchte. Er will auf Landwirtschaft umsatteln. Der Preis, den er bietet, ist wirklich sensationell und übersteigt den Wert unseres Hofes erheblich.“ „

Und warum hat er so viel geboten?“, fragte seine Frau mit lauern-dem Blick. „Da ist doch was faul dran!“ „Was soll daran faul sein? Er würde halt gern in dieser Gegend wohnen.“ „Nein, nein, mir gefällt das Ganze nicht. An der Sache muss ein Haken sein. Man gibt doch nicht einen Haufen Geld aus für ein Anwesen, das man noch nicht mal gesehen hat.“

► Fortsetzung folgt

Der Fluch der Altbäuerin
Roswitha Gruber
© Rosenheimer
Verlagshaus
GmbH & Co. KG
ISBN:
978-3-475-54804-8



Kleine Experten für fairen Handel

Wie Kinder in der Kita lernen, respektvoll und gerecht miteinander umzugehen

Immer mehr Kindertagesstätten werden als „Faire Kita“ ausgezeichnet: Bereits die Kleinsten erfahren hier, wie Kinder in anderen Ländern leben und woher tägliche Lebensmittel wie Bananen, Zucker, Tee und Kakao kommen. So werden sie gut auf das Leben in einer globalen Welt vorbereitet.

Für Irmgard Welling gehört es zum Profil einer katholischen Kindertagesstätte unbedingt dazu: fair zu sein, fair zu leben und fair zu handeln. Schon lange achten die Leiterin und das Team des St.-Jakobus-Familienzentrums im emsländischen Sögel darauf, dieses Thema auch in den Alltag der Kleinsten zu integrieren: So kennen ihre Kinder Zeichen des fairen Handels und deren Produkte. Sie wissen, dass zum Beispiel Kaffee, Tee, Schokolade, handgenähte Tiere und Weihnachtsschmuck für das Familienzentrum aus fairem Handel bezogen werden und warum das wichtig ist. Sie schärfen ihren Gerechtigkeitsinn und lernen, die Welt als Eine Welt zu verstehen.

Irmgard Welling ist überzeugt, dass ihre Botschaft wichtig ist: „Die Kinder lernen bei uns, mit Vielfalt respektvoll umzugehen. Und sie werden auf ein Leben in der globalisierten Welt vorbereitet.“ Für ihren Einsatz wurde die gesamte Einrichtung jetzt als „Faire Kita“ ausgezeichnet.

Mit Ideenreichtum

Bundesweit werden immer mehr Kindertagesstätten zur „Fairen Kita“ – sie sind fair im Umgang miteinander und fair im Einkauf von Lebensmitteln, Spielsachen und anderen Produkten. Mit einem unglaublichen Ideenreichtum vermitteln die Einrichtungen den Kleinsten, wie wichtig Produkte aus fairem Handel sind und was Gerechtigkeit bedeutet. Dabei geht es nie um den erhobenen Zeigefinger, sondern darum, Erfahrungen aus dem Alltag aufzugreifen und Zusammenhänge zu erklären.

„Das Interesse von Kindern an den Dingen, die sie umgeben, ist unglaublich groß“, erzählt Projektreferentin Johanna Zschorniak. Unterstützung bekommen die Kitas vom Netzwerk Faire Metropole Ruhr, das im Rahmen des Projekts „Faire Kita“ kostenloses Material, Informationen und Fortbildungen anbietet, die Kitas vernetzen und den



▲ *Wo kommt die Banane her? Produkte aus fairem Handel sind auf Festen im Sögeler Familienzentrum St. Jakobus immer dabei. Leiterin Irmgard Welling (links) möchte damit schon bei den Jüngsten das Bewusstsein für Fairness und Gerechtigkeit schärfen.*
Foto: Familienzentrum St. Jakobus

Austausch untereinander fördern. „Es ist wichtig, die Themen schon bei den Kleinsten zu verankern. Und der Forschergeist ist absolut da“, berichtet Zschorniak. Sie erlebe große Neugierde bei ihren Besuchen vor Ort.

Ein paar Beispiele für gelungene Projekte: Ganz praktisch vermittelt die städtische Kita Lünen ihren Kindern das Thema Stromsparen: mit einem festen stromfreien Tag im Monat. Die Erzieherinnen nehmen das sehr ernst, auch im Winter. Dann wird das Essen auf einem offenen Feuer gegrillt und Licht durch Kerzen erzeugt. Brot backen sie darüber hinaus regelmäßig im selbst gebauten Backhaus. Und die Kinder achten immer sehr darauf, dass selbst die Leitung an diesem Tag nicht an den Computer geht.

Eine einfache und gute Idee in mittlerweile vielen Einrichtungen sind Tauschregale. Hier sind die Tauschenden nicht auf einen festen Termin angewiesen. Getauscht wer-

den kann alles, was sich in einem guten Zustand befindet, also sauber, funktionsfähig und vollständig ist. Neben Kindern können auch Erwachsene das Regal zum Tauschen nutzen. Die Regeln für den Tauschvorgang sollten nicht zu strikt sein: „Wer etwas herausnimmt und aktuell nichts hat, um wieder etwas hineinzulegen, kann dies einige Tage später nachholen“, schreibt Projektleiterin Jasmin Geisler in einem Buch zur „Fairen Kita“.

Papier selbst recyceln

Ein größeres Projekt startete das Montessori-Kinderhaus in Emsdetten. Unter dem Motto „Überall Papier“ haben sie sich das Alltagsmaterial Papier näher angeschaut: Was genau ist Papier, wo kommt es her? Wieviel Papier verwenden wir täglich? Um den Ursprung des Papiers zu erforschen, reisten die Kinder spielerisch in den Regenwald. Hier erfuhren sie einiges über

die Abholzung der Bäume für die Papierproduktion. Sie erarbeiteten Ideen für einen nachhaltigeren Umgang mit Papier und recycelten selbst altes Zeitungspapier zu neuem Malpapier. Dafür bekamen sie das Umweltzeichen „Der blaue Engel“ überreicht.

Brücken-Angebot

Einen fairen und wertschätzenden Umgang mit anderen Menschen erlebten die Kinder der katholischen Kita St. Maria Magdalena in Bochum, als in der Nähe eine Einrichtung für Menschen mit Fluchterfahrung eingerichtet wurde. Als „Brücken-Angebot“ kamen fünf Flüchtlingskinder zweimal die Woche zum Spielen in die Kita. Zur Eingewöhnung standen Mütter zur Seite, die sich mit viel Zeit und Engagement einbrachten.

Eine junge Frau, die mit ihrer Familie aus Syrien geflüchtet war, konnte im gleichen Jahr zunächst als Praktikantin, dann als Ehrenamtliche eingestellt werden. Sie half bei Sprachschwierigkeiten, erzählte von ihrem Leben in Syrien und der Flucht und zeigte den Kindern, wie sie in Deutschland ein neues Leben beginnt. Die Kinder beschäftigten sich viel mit dem Thema Flucht, mit anderen Ländern und Sitten sowie der anderen Sprache.

„Weltentdecker-Club“

Viele Einrichtungen binden auch die Vorschulkinder oder Kinder mit größerem Interesse verstärkt in das Thema ein und gründen Gruppen wie die „Fair-Experten“ oder den „Weltentdecker-Club“. Im Rahmen dieser Gruppen gibt es regelmäßig zusätzliche Angebote und Aktionen.

So besuchen die Vorschulkinder des Sögeler Familienzentrums den Eine-Weltladen vor Ort, schauen sich die Produkte an und informieren sich über den fairen Handel. Andere erforschen die Herstellung eines T-Shirts oder die Reise einer Banane. Die Ergebnisse kommen dann der gesamten Einrichtung zugute.

Elternabende oder Aktionsnachmittage können genutzt werden, um auch den Familien über das Engagement zu berichten und den Fairen Handel zu thematisieren. Manche Einrichtungen bieten regelmäßig ein gerechtes Frühstück oder spielzeugfreie Tage an.

Astrid Fleute



▲ Die wenigen Überlebenden blicken ihren fassungslosen Befreiem entgegen.

Vor 75 Jahren

Das Ende des Grauens

Das KZ Auschwitz-Birkenau entsetzte die Rote Armee

Am 27. Januar 1945 gegen 9 Uhr morgens erreichten Rotarmisten einer Aufklärungseinheit der 322. sowjetischen Infanteriedivision von Generaloberst Pawel Alexejewitsch Kurotschkin bei eisiger Kälte und hohem Schnee das KZ-Lager Auschwitz III Monowitz. Die SS war längst geflohen. Die Sowjets stießen auf 600 bis 850 Häftlinge, mehr tot als lebendig, und auf Hunderte Leichen.

Obwohl sowjetische Armeezugänge nach der Befreiung des KZs Majdanek im Juli 1944 intensiv über die deutschen Verbrechen berichtet hatten, konnte nichts die Soldaten auf das Grauen von Auschwitz, dem größten Vernichtungslager, vorbereiten. Monowitz mit seinem IG-Farben-Zweigwerk war nur der Anfang gewesen. Am Nachmittag des 27. Januar erreichte die Rote Armee auch die anderen Hauptlager (es gab noch 47 Nebenlager), etwa die Baracken von Birkenau mit 4000 Frauen und Hunderten Kindern. Hier leistete die SS noch Gegenwehr. 231 Rotarmisten verloren ihr Leben.

Für Auschwitz lassen sich keine präzisen Opferzahlen ermitteln. Zwischen 1,1 und 1,5 Millionen Menschen starben in den Gaskammern, wurden erschossen, zu Tode gefoltert, wurden Opfer der „medizinischen“ Menschenversuche Josef Menges, von Unterernährung, Krankheiten oder Zwangsarbeit. Edith Stein und Maximilian Kolbe wurden in Auschwitz ermordet, Anne Frank war hier zeitweise inhaftiert. Was von den Toten blieb, waren Berge von gesammelten Schuhen, Kleidern, Brillen – und 7,7 Tonnen Menschenhaar.

Im Februar 1940 hatte SS-Reichsführer Heinrich Himmler die Errichtung eines KZs auf einem alten Kasernengelände nahe des südpolnischen Oświęcim angeordnet. Bis Herbst 1941 wurden hier mehrheitlich polnische Gefangene und politische Häftlinge inhaftiert. Als der NS-Staat den Völkermord an den europäischen Juden immer systematischer organisierte, wurden mindestens 960 000 von ihnen nach Auschwitz deportiert und ermordet. Darüber hinaus starben dort mindestens 21 000 Sinti und Roma, 75 000 Polen und 15 000 sowjetische Kriegsgefangene.

Die Rote Armee konnte rund 7600 Häftlinge befreien. Hunderte überlebten trotz ärztlicher Versorgung die folgenden Tage nicht. 67 000 Menschen hatte die SS zwischen dem 18. und dem 23. Januar auf Todesmärschen in Richtung Westen getrieben – ins 200 Kilometer entfernte KZ Groß-Rosen oder zu den 50 bis 60 Kilometer entfernten Bahnhöfen Gleiwitz und Loslau. Von dort wollte man die Menschen nach Buchenwald oder Mittelbau-Dora deportieren.

9000 bis 15 000 Leichen von Männern, Frauen und Kindern säumten die versteinerten Landstraßen. Wer zusammenbrach, wurde von der SS erschossen. Bei einer Vertuschungsaktion wurden im November 1944 drei der vier Krematorien von Auschwitz demontiert – sie sollten im KZ Mauthausen wieder aufgebaut werden. Das letzte Krematorium wurde einen Tag vor Eintreffen der Roten Armee gesprengt.

Der 27. Januar, in Deutschland bereits seit 1996 offizieller Gedenktag, wird seit einer UN-Resolution von 2005 auch international als Tag des Gedenkens an die Opfer des Holocaust begangen.

Michael Schmid

Historisches & Namen der Woche

25. Januar

Pauli Bekehrung, Susanna, Wolfram

Die Front war für die meisten Deutschen weit weg. Doch bald nach Ausbruch zeigte der Erste Weltkrieg auch in der Heimat seine Fratze. Weil wegen der britischen Seeblockade kaum Lebensmittelimporte möglich waren und viele Bauern auf dem Schlacht- statt auf dem Getreidefeld dienten, wurde 1915 das Brot rationiert (Foto unten).

26. Januar

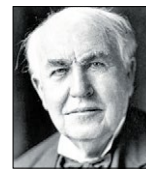
Timotheus und Titus, Paula

Bei der Routineinspektion einer Mine nahe der südafrikanischen Stadt Pretoria entdeckte Produktionsleiter Frederick Wells 1905 den weltweit bislang größten Rohdiamanten. Den 3106,75 Karat schweren Edelstein schenkte das Parlament der Kolonie dem britischen König Edward VII. Heute befinden sich Teile des sogenannten Cullinardiamanten im Tower von London.

27. Januar

Angela Merici, Paul Josef Nardini

Die Glühlampe erfunden hat der US-Amerikaner Thomas Alva Edison entgegen bisheriger Ansicht nicht, doch er entwickelte das Leuchtmittel entscheidend weiter: Vor 140 Jahren erhielt der Tüftler das Patent auf eine bessere Glühbirne, die an Haltbarkeit, Energieverbrauch und Lichtausbeute alle bisherigen Modelle übertraf.



28. Januar

Thomas von Aquin, Maura und Britta

Vor 200 Jahren erreichte Fabian Gottlieb von Bellingshausen bei

einer Polarexpedition die Schelfeiszone und sichtete den Rand eines „Eis-Kontinents“. Seither gilt der deutschbaltische Offizier als Entdecker der Antarktis.

29. Januar

Valerius von Trier, Radegund

„Nimmermehr“ – nichts anderes antwortet der Rabe in Edgar Allan Poes Ballade „The Raven“ (Der Rabe) dem Sprecher. 1845 wurde das düster-romantische Gedicht veröffentlicht. In 108 Versen schildert es den mysteriösen, mitternächtlichen Besuch eines Raben bei einem Verzweifelten, dessen Geliebte gestorben ist. „The Raven“ wurde ein Welterfolg und machte den US-amerikanischen Dichter bekannt.

30. Januar

Martina, Mary Ward

„Ihr Frauen sollt nicht Zuschauerinnen sein, sondern euer Leben selbst in die Hand nehmen.“ Diese Worte stammen aus der Feder von Mary Ward (*1585). Gegen alle Widrigkeiten einer männerdominierten Welt gründete sie den Orden „Congregatio Jesu“ und verhalf Mädchen zu Bildung. Vor 375 Jahren starb die englische Ordensfrau.



31. Januar

Don Bosco, Hemma, Eusebius

Ein „Geschenk für ihren Mann“ und bis heute für unzählige Frauen und Pflegenden ist das Müttergenesungswerk. 1950 gründete Elly Heuss-Knapp, die Frau des ersten Bundespräsidenten, die Stiftung, die Müttern in einer Kur Erholung und Regeneration verschafft.

Zusammengestellt von Lydia Schwab



▲ Zeichen des Hungers: Wer eine solche Brotmarke aus dem Königreich Bayern besaß, konnte 40 Gramm Brot kaufen. So viel wiegt etwa eine Scheibe.

SAMSTAG 25.1.

▼ Fernsehen

20.15 RTL2: **Vier Hochzeiten und ein Todesfall.** Komödie. GB 1993.

▼ Radio

14.00 Horeb: **Spiritualität.** Johannes Paul II. – Mensch und Papst. Professor Christoph Ohly.

19.05 DKultur: **Oper.** Adolph Bernhard Marx: „Mose“. Oratorium aus der Heiligen Schrift für Soli, Chor und Orchester.

SONNTAG 26.1.

▼ Fernsehen

8.00 MDR: **Neuer Rhythmus für das Leben.** Tanzen als Therapie.

9.30 ZDF: **Evangelischer Gottesdienst** aus der Hoffnungskirche in Stuttgart. Predigt: Pastorin Katharina Sautter.

▼ Radio

8.35 DLF: **Am Sonntagmorgen.** Kochende Wut und nackte Angst. Vom Umgang mit negativen Gefühlen.

10.00 Horeb: **Heilige Messe** aus der Pfarrei „Heilige Familie“ in Berlin-Lichterfelde. Zelebrant: Pfarrvikar Konrad Heil.

MONTAG 27.1.

▼ Fernsehen

21.50 BibelTV: **Das Gespräch.** John McGurk erlebte als Kind nur Leid. Doch mit Gott kam sein Leben auf gerade Bahn.

▼ Radio

6.35 DLF: **Morgenandacht.** Martin Wolf, Mainz (kath.). Täglich bis einschließlich Samstag, 1. Februar.

22.03 DKultur: **Kriminalhörspiel.** Groschens Grab. Nach dem Roman von Franzobel. NDR 2017.

DIENSTAG 28.1.

▼ Fernsehen

20.15 3sat: **Das Tagebuch der Anne Frank.** Drama, D 2016.

21.30 Arte: **Seidenstraße 2.0 – Chinas Weg zur Weltspitze.** Die Neue Seidenstraße soll China mit Europa verbinden.

▼ Radio

10.00 Horeb: **Lebenshilfe.** Eltern sein – Hurra, wir sind schwanger! Christa Meves, Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutin.

19.15 DLF: **Das Feature.** Aufklärer unter Verdacht. Was Whistleblowern und investigativen Journalisten droht. Von Charly Kowalczyk.

MITTWOCH 29.1.

▼ Fernsehen

10.30 BibelTV: **Alpha und Omega.** Antisemitismus in Deutschland: ein bleibendes Problem? Talksendung.

19.00 BR: **Stationen.** Es werde Licht – Wege aus der Depression.

20.15 ARD: **Nur eine Frau.** Drama um eine türkisch-kurdische Frau und ihren Kampf um ein selbstbestimmtes Leben. D 2019.

▼ Radio

20.10 DLF: **Aus Religion und Gesellschaft.** Das blaue Unterfutter des Himmels überwinden. Die Malerei des Kasimir Malewitsch.

21.30 DKultur: **Alte Musik.** The Beggar's Opera. John Christopher Pepusch schreibt die erste Antioper. Von Georg Beck.

DONNERSTAG 30.1.

▼ Fernsehen

22.35 MDR: **Der Trocken-Doc.** Endlich raus aus der Sucht. Knapp 1,8 Millionen Menschen in Deutschland leiden an einer Alkoholabhängigkeit.

▼ Radio

12.00 Horeb: **Angelus mit Mittagsansprache.** Bischof Bosco Puthur, Melbourne.

19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Risiken und Nebenwirkungen. Klinische Studien für neue Medikamente. Von Duška Roth.

FREITAG 31.1.

▼ Fernsehen

18.30 Arte: **Patagonien.** Land der Extreme. Dokumentation, F/CH 2019.

20.15 ARD: **Die Inselärztin.** Die Medizinerin Filipa arbeitet auf Mauritius, als sie ihrem Ex-Freund begegnet. Drama, D 2020.

▼ Radio

10.10 DLF: **Lebenszeit.** Nachhaltigkeit im Alltag. Was sich aus früheren Zeiten lernen lässt. Hörertelefon 0800/44644464.

20.30 Horeb: **Credo.** Heilige Fakenews? Zur Entstehung der Evangelien. Pfarrer Armin Kögler.

👁️: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Eine Heirat schützt das Reich

Durch den Tod des reichen Herzogs von Burgund werden zwischen den europäischen Mächten im 15. Jahrhundert die Karten neu gemischt. Er hat keinen männlichen Erben. Sofort setzen sowohl der König von Frankreich als auch die mächtigen Bürgerstände in Gent Maria, die schöne und kluge Tochter des Herzogs (Christa Thérét, Mitte), unter Druck. Das dreiteilige Historiendrama „Maximilian - Das Spiel von Macht und Liebe“ (3sat, 26.1., 20.15 Uhr) erzählt von dem ursprünglich politischen Interessen geschuldeten Bund Marias mit dem Sohn des österreichischen Kaisers, Maximilian. Dieser sieht seine Bestimmung darin, Maria zu heiraten. *Foto: ZDF/Thomas W. Kiennast*



Die Hauptstadt vom Wasser aus

Die Berliner Polizei hat ein Pilotprojekt ins Leben gerufen: das Wasserkriminaldezernat der Wasserschutzpolizei. In der neuen Krimiserie „Wapo Berlin“ (ARD, ab 28.1., dienstags, 18.50 Uhr) ermittelt Kommissarin Jasmin Sayed (Sesede Terziyan) mit dem von ihr zusammengestellten Team. Dazu gehört als Kapitän der „Silbermöwe“ auch Wolf Malletzke (Christoph Grunert). Gleich während der Festrede zur Einweihung ihres Projekts werden sie zu einem Leichenfund am Wannsee gerufen. Hat der etwas mit dem Diebstahl eines bedeutenden Exponats aus dem Berliner Dom zu tun? *Foto: ARD/Daniela Incoronato*

Ehemalige Häftlinge erinnern sich

Vor 75 Jahren, am 27. Januar 1945, wurde das Konzentrationslager Auschwitz befreit. Die Dokumentation „Ein Tag in Auschwitz“ (ZDF, 28.1., 20.15 Uhr) erhellt aus der Sicht von Opfern und Tätern den Massenmord der Nazis. Die Züge mit den Deportierten kamen schneller an, als sie abgefertigt werden konnten, erzählt die 89-jährige Irene Weiss. Sie stand als 13-jährige auf der Rampe des Konzentrationslagers. Ihre Erinnerungen und die von drei weiteren ehemaligen Häftlingen verwebt der Film in den Ablauf eines einzigen Tages. Dabei zeigt er Fotos aus einem Album, das von den SS-Tätern selbst angelegt wurde.

Senderinfo

katholisch1.tv

im Internet www.katholisch1.tv, Satellit Astra: augsburg tv (Senderkennung „a.tv“), sonntags 18.30 Uhr; TV Allgäu (Senderkennung „Ulm-Allgäu“), sonntags 19.30 Uhr.

Radio Horeb

im Internet www.horeb.org; über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ sowie Satellit Astra, digital: 12,604 GHz.

Ihr Gewinn



Freundlich oder „grollig“

Mit diesen Hausschuhen, sind Kinder spielerisch im Stande, ganz ohne erhobenen Zeigefinger ihre Gefühle zu reflektieren: mit Hilfe eines kleinen Tricks kann der Grolltroll in einen fröhlichen Troll verwandelt werden. Grollt der Troll, werden die spitzen Zähne sichtbar und die Augenbrauen schieben sich gefährlich über die Augen. Ist die Wut verflogen, grinst der Troll wieder. Die Schuhe aus Plüsch mit einer Noppensohle und abwaschbarer Oberfläche halten kleine Füße auch in der kalten Jahreszeit warm. Erschienen ist der Grolltroll und die Welt darum herum bei Coppenrath & Die Spiegelburg.

Wir verlosen drei Paar der Hausschuhe in der Einheitsgröße 29/30. Wer gewinnen will, schicke eine Postkarte oder E-Mail mit dem Lösungswort des Kreuzworträtsels und seiner Adresse an:

Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Rätselredaktion
Henisiusstraße 1
86152 Augsburg
E-Mail: redaktion@suv.de

Einsendeschluss:
29. Januar

Über das Spiel „Spitzbub“ aus Heft Nr. 2 freuen sich:

Familie Freitag,
33098 Paderborn,
Hermann Herz,
86405 Meitingen,
Peter Altmann,
94234 Viechtach.

Die Gewinner aus Heft Nr. 3 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

tiefe Schichtbewölkung	▽	restlich, verbleibend	▽	meißelartiges Werkzeug	ein Cocktail	in der Psychologie: das Selbstmotiv	oriental. Teppichwappen	▽	Mutter von Kain (A.T.)	Sitzwaschbecken	▽	Truppen- spitze
Hinterhältigkeit	▷		▽				proben	▷				
dürrer Astholz	▷						Rufname der Perón †	▷				3
Klostervorsteher	▷			eine Fleischspeise	▷							Reinigungs- gerät, Feger
italienisch: drei	▷						Nage- tier	▷	ehem. asiat. Reiter- volk		eng- lischer Artikel	▽
kirgis. Fluss zum Aralsee	▷							▷				
	▷			Salz der Salpetersäure	▽			▷		Sohn Jakobs (A.T.)		
dt. Antiterror- einheit (... 9)	Ruhetag	Abk.: Beiname	▽					▷		6		
US- Bundes- polizei (Abk.)	▷	▽	▽					▷			Segel- schnur- tau	Pietrzak/Deike
	▷			Saug- röhre	▽	▽	Rufname von Guevara, † 1967	▷				8
euro- päische Münze		franz.- rumän. Dichter † (Tristan)	▷	persönliches Fürwort	▷					gebra- tene Fleisch- schnitte		
Teil- strecke	▷						7	Kunst- historiker, † 1929 (von ...)	erste Frau Jakobs (A.T.)	persönliches Fürwort	▷	
	▷				englisch: Sonne		Körper- flüssig- keit	▷				Brett- fuge
Medi- ziner			fließen	▷								Initialen Elstners
Mittel- losigkeit	▷					2	wegen, weil	▷		deutsche Vorsilbe	▷	
Zehnfuß- krebs	▷									Ablage- ordner	▷	

1	2	3	4	5	6	7	8
---	---	---	---	---	---	---	---

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 8:
Fernverkehrsweg
Auflösung aus Heft 3: **VESPER**

C	A		E	S			M										
U	M	W	E	L	T	P	A	P	I	E	R						
V	M		I	T		T					O						
S	E	E	A	D	L	E	R		T	A	K	T					
V	E	R	S					E	N	A	K						
				T				C	R	E	D	O					
	R	A	R						S	E	H						
	O	C	A						E	R	T	L					
E	S	E	L							N	O	T					
	I	T		P		K	G		M		G						
	N	O	V	E	L	L	E		R	E	B	E					
P	E	N		S		O	L	P	E		U	S					
					B	O	E	S	E	W	I	C	H				
					B	A	R		W	E	H		H	O	A		
					F	O	K	U	S		T	R	O	E	D	E	L
					Y		T	R	I	T		B	R	E	T	T	



▲ „Aber Sie sagen doch, ich solle meine außergewöhnlichen Belastungen gegenüber dem Finanzamt glaubhaft machen!“ Illustration: Jakoby

Erzählung

Der Dorfdoktor

Roden, ein kleiner Weiler mitten im Wald, war ein Ortsteil von Waldbuch. Es gab dort drei Bauernhöfe und ein Forsthaus. Hier lebte ich als Sechsjähriger kurz nach dem Krieg mit meinen Geschwistern und Eltern.

Waldbuch war vier Kilometer entfernt und von Roden aus nur durch einen schmalen Waldweg erreichbar. Es hatte gut 700 Einwohner. In Waldbuch gab es einen Metzger und einen Bäcker, dort waren die Schule, die Kirche und das Pfarrhaus. Und ganz wichtig: der Doktor!

Nachdem die Praxis seit 1943 nicht mehr besetzt gewesen war, seit der Arzt zum Militär eingezogen wurde und irgendwann als vermisst galt, freuten sich die Rodener, als sich in Waldbuch wieder ein Doktor niederließ. Er hieß Braun und war Mitte 30.

In dem Winter, als der Arzt nach Waldbuch kam, bin ich Doktor Braun zum ersten Mal begegnet. Tagelang hatte es heftig geschneit. Es war beißend kalt. Schon bald türmte sich der Schnee auf den Wegen. In Roden schaufelten die Männer jeden Tag die wichtigsten Wege frei, doch die Straße nach Waldbuch wurde für Fahrzeuge unpassierbar. Und es schneite und stürmte weiter.

Wir waren von der Umwelt so gut wie abgeschnitten, denn einen Telefonanschluss gab es noch nicht.

Uns Kindern machte es nicht viel aus. Dann aber bekam meine kleine Schwester hohes Fieber, das stieg und stieg. Kein Hausmittel half. Ihr Zustand wurde sehr bedenklich.

Es war Abend, bald würde es dunkel werden, als meine Mutter verzweifelt feststellte: „Wir brauchen den Doktor. Aber nach Waldbuch ist kein Durchkommen. Auch nicht mit dem Pferdeschlitten. Aber wir brauchen den Doktor! Oder wenigstens ein gutes Medikament.“

Mein Vater überlegte nicht lange: „Ich fahre mit den Skiern los. Vielleicht kann mir der Doktor ein Medikament für das Kind mitgeben. Kommen kann er ja nicht.“ Er zog sich warm an und fuhr in die Dunkelheit. Zum Glück hatte es inzwischen aufgehört zu schneien.

Die Zeit verging. Das Fieber meiner kleinen Schwester stieg weiter an. Wadenwickel halfen nur wenig. Mutter ging immer wieder ans Fenster und schaute verzweifelt in die Dunkelheit. Das Warten schien endlos.

Plötzlich wurde es laut vor unserem Forsthaus. Mutter eilte zum Fenster: „Ein Pferd!“, rief sie erstaunt. „Ein Mann steigt von einem Pferd! Dort hinten kommt auch schon euer Vater!“

Wenig später stand ein dick vermummter Mann mit einem großen Rucksack im Flur. „Ich bin Doktor Braun“, stellte er sich vor. „Wo ist das kranke Kind?“ „Drinne, in



der Kammer“, sagte meine Mutter. Doktor Braun stellte seinen Rucksack ab. „Ich wasche mir kurz die Hände. Haben Sie heißes Wasser?“

Warmes Wasser hatten wir immer auf dem Herd. Doktor Braun ging zu meiner Schwester und untersuchte sie gründlich. Dann gab er ihr ein Medikament aus seiner großen Tasche. Bis es wirkte, unterhielt er sich mit meinen Eltern. Bevor er ging, schaute er noch einmal nach meiner Schwester: „Das Fieber sinkt schon“, stellte er fest. „Aber wenn sich der Zustand Ihres Kindes verschlechtert, holen Sie mich. Sie sehen ja, ich habe ein tüchtiges Pferd.“

Meine Schwester wurde bald wieder ganz gesund. Aber der Doktor wurde noch oft in Roden gebraucht. Noch so manches Mal kam er auf

seinem Pferd, mit dem Pferdeschlitten oder mit der Kutsche.

Später hat er dann ein Auto gekauft, mit dem er seine vielen Patienten in den umliegenden Ortschaften betreuen konnte. Mich fuhr er einmal direkt ins Krankenhaus. Alle Kranken behandelte er, auch wenn sie nicht krankenversichert waren und wenig Geld hatten. Dann nahm er auch Eier, Speck oder frisch gebackenes Bauernbrot als Bezahlung.

Doktor Braun praktizierte noch viele Jahre in Waldbuch. Er leistete Geburtshilfe und war für die Alten da, wenn es zu Ende ging. Nun ist er auf dem Friedhof des Dorfs beerdigt. Viele seiner ehemaligen Patienten verweilen bis heute immer wieder für ein kurzes Gebet an seinem Grab.

Text: Paul Szábo; Foto: gem

Sudoku

	2	1	7	9	3	4		5
5		3				2	7	
	9	4		8				3
3	8	9			6	1	5	
2	7		3		1	9	4	8
	1		4	7			3	
4		7				8	9	
	3		8	4		5	2	6
8	5	2	6	1				

Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 3.

9				1	7			2
6	8	7				9		
				3	9		7	6
4	6		9	8			1	
			7			2	9	
7	3		4			6		
		5	1					8
	1	6		7			4	
		4		6				7





Fotos: imago images/epd; imago images/Sven Simon

Hingesehen

Tausende Menschen haben am Dienstag voriger Woche in Hamburg Abschied von Volksschauspieler Jan Fedder (*kl. Foto*) genommen. Allein an der Reeperbahn im Stadtteil St. Pauli, in dem Fedder wohnte, säumten Dutzende Hamburger den Weg des Leichenwagens. Die gesamte Stadt nahm Anteil an der Trauerfeier im Hamburger Michel. Freunde, Kollegen und Weggefährten füllten die große Kirche, auch auf dem Platz davor versammelte sich eine Menschenmenge. Die Schiffe auf Elbe und Alster flaggten Halbmast, alle Taxis fuhren mit Trauerflor. Fedder wäre am Tag seiner Beerdigung 65 Jahre alt geworden. Der beliebte „Großstadtrevier“-Schauspieler war am 30. Dezember nach längerer Krankheit in seiner Wohnung verstorben. *epd*

Wirklich wahr

Ein gutes halbes Jahrhundert haben die sechs Glocken der Kirche St. Josef in Essen-Kupferdreh ihren Dienst getan – nun will die Gemeinde das gesamte Geläut (*Symbolbild: gem*) verkaufen.



Vier Anfragen seien bereits bei ihm eingegangen, sagte Pfarrer Gereon Alter.

Die Kirche St. Josef war vor fünf Jahren profaniert, also im kirchlichen Sinne „außer Dienst gestellt“ und

abgerissen worden. Die Glocken wurden eingelagert. Der Materialwert liegt einem Gutachten zufolge bei 65 000 Euro.

Pfarrer Alter hofft auf einen fairen Preis, legt aber Wert auf eine würdevolle Weiternutzung der Glocken: „Dann schauen wir nicht in erster Linie aufs Geld.“ Den Vorschriften des Bistums Essen entsprechend fließe der Erlös in die Rücklagen der Gemeinde. *KNA*

Wieder was gelernt

1. Welche Band begann auf St. Pauli ihre Karriere?

- A. Rolling Stones
- B. Flippers
- C. BAP
- D. Beatles

2. Die namensgebende Kirche gehört seit 1949 zu ...

- A. Hamburg-Blankenese
- B. Hamburg-Ohlsdorf
- C. Hamburg-Altona
- D. Hamburg-St. Georg

© 2 0 1 1 : sunsoj

Zahl der Woche

932

Menschen haben im vergangenen Jahr in Deutschland nach ihrem Tod Organe gespendet. Damit sei die Zahl der Spender ähnlich hoch gewesen wie 2018, als 955 Organspender gezählt wurden, teilte die Deutsche Stiftung Organtransplantation in Frankfurt am Main mit. Deutschland sei mit einer durchschnittlichen Spenderrate von 11,2 Spendern pro eine Million Einwohner jedoch im internationalen Vergleich nach wie vor eines der Schlusslichter.

Jeder der 932 Spender habe im Durchschnitt mehr als drei schwerkranken Patienten eine neue Lebenschance geschenkt, erläuterte die Stiftung. Insgesamt wurden 1524 Nieren, 726 Lebern, 329 Lungen, 324 Herzen, 87 Bauchspeicheldrüsen sowie fünf Dünndärme transplantiert.

Die Entscheidung für oder gegen eine Organspende liege letztlich bei jedem Einzelnen, unterstrich die Stiftung. *epd*

Impressum

Katholische Sonntagszeitung für Deutschland

Sankt Ulrich Verlag GmbH
Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0
www.katholische-sonntagszeitung.de

Geschäftsführer:
Johann Buchart

Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion:
Dr. Peter Paul Bornhausen,
Victoria Fels (Nachrichten),
Ulrich Schwab, Simone Sitta

Nachrichten:
Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches.

Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 36 vom 1.1.2019.

Anzeigenschluss: 10 Tage vor Erscheinen

Mediendesign und Marketing:
Cornelia Harreiß-Kraft
Telefon: 08 21/5 02 42-39

Druck und Repro:
Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg.

Bankverbindung:

LIGA Bank eG
Konto-Nr. 115800, BLZ 75090300
IBAN DE5175090300000115800
BIC GENODEF1M05



Leserservice und Vertrieb

Vertrieb: Karola Ritter
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg

Telefon: 0821/50242-13
Fax: 0821/50242-80
E-Mail: vertrieb@suv.de

Bezugspreis:
Vierteljährlich EUR 22,95.
Einzelnummer EUR 1,80.
Bestellungen nimmt der Abonentenservice entgegen.

Abbestellungen sind sechs Wochen vor Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten.

Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfen besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.



Buchtip

Die unverschämte Provokation Gottes

GOTT IST UNBEQUEM
Eine Herausforderung
Ulrich L. Lehner
ISBN 978-3-451-03165-6, 16 Euro

Über kaum ein Thema wird derzeit so viel gesprochen wie über die Krise der Kirche. Die Rettung wird meist in der Reform von Ämtern und Strukturen gesehen. Ulrich Lehner, ein aus Bayern stammender Theologe, der seit vielen Jahren in den USA lehrt, setzt tiefer an. Die These seines neuesten Buches lautet: Christen von heute sollten zuallererst darüber nachdenken, wie es um ihr Verständnis von Gott bestellt ist.

„Gott ist unbequem“ – unter diesem Titel blickt Lehner kritisch auf Gottesbilder der Gegenwart, die alle eines gemeinsam haben: Sie reduzieren den Gott der Bibel auf menschliches Maß, machen aus dem Abenteuer des Glaubens ein verzwecktes, ja spießiges Unterfangen.

Manche verkünden einen „Kuschelgott“ und präsentieren das Christentum als Wellnessprodukt. Glaube wird zur bloßen Sache des Gefühls, das vernünftige Argument bleibt auf der Strecke. Andere benutzen die Religion als Fassade, hinter der kapitalistische Weltanschauung gepredigt wird. Vor allem in den USA findet dieses „Wohlstandsevangelium“ begeisterte Anhänger.

Aber auch der blutleere Gott der Aufklärer ist weiterhin in den Köpfen präsent. Seine Funktion beschränkt sich darauf, die Menschen zu gutem Handeln anzuhalten. Religion wird zur Moralpredigt.

Gegen dieses spießige und moralinsaure Spa-Christentum provoziert Lehner mit Aussagen wie „Gott ist nicht nett“ oder „Gott ist nicht lieb“ oder „Gott ist nicht zum Kuschn da“. „Der Gott“, schreibt Lehner, „den uns die seichten Propheten vorgaukeln, ist wie ein göttlicher Therapeut. Das Bild hat natürlich etwas für sich und ist biblisch (vgl. Lk 5,31), wenn man es richtig versteht: Christus ist der einzige Arzt, aber die heutige Umdeutung macht ihn zu einem teilnahmslosen Therapeuten, der einfach nur zuhört, aber keine radikalen Maßnahmen vorschlägt. Gott wird zum Kummerkasten herabgewürdigt, an den wir uns wenden, wenn es uns schlecht geht, den wir aber links liegen lassen, sobald

Schmerz und Leid verfliegen sind. So ein Gott ist bequem, weil man für ihn das Leben nicht verändern muss. Man muss sich nicht von ihm fragen lassen, ob man alles Materielle höher schätzt als die Liebe zu Gott, ob man seine Nächsten wirklich liebt und Jesus nachfolgt. Warum sollte man das Leben für eine Kummerkastente auch ändern? Gott ist so an den Rand gedrängt, dass er nur mehr zu speziellen Zeiten aus der Verpackung genommen wird, ähnlich wie der Christbaumschmuck.“

Gegen all diese Verzeichnungen lädt Lehner dazu ein, das wahre christliche Gottesbild wiederzuentdecken: den ungezähmten Gott, der zugleich fasziniert und schauern lässt; den vorbehaltlos liebenden Gott, der aber auch fordert und zur Umkehr ruft; den Gott im Fleisch, der die intime Liebe zwischen Menschen zum Sakrament erhebt und den die Märtyrer bezeugen mit ihrem Blut.

Johannes Hartl bringt es im Vorwort zum Buch auf den Punkt: Das Einzige, was die Kirche auch heute noch attraktiv macht, ist dieser Gott. „Wird dieser Gott jedoch auf die harmlose Passform des für den modernen Menschen Unanständigen heruntergedampft, kommt die Botschaft auch um ihre Kraft“, schreibt Hartl.

Über diesen Gott spricht Lehner mitreißend und lebensnah, mit vielen Beispielen aus Literatur und Gegenwartskultur. Theologische Reflexion verbindet sich mit geistlicher Erfahrung. Themen werden erschlossen, über die man in durchschnittlichen Predigten nur noch wenig hört: Erbsünde, Gnade, Opfer. Und christliche Denker kommen zu Wort, die heute weithin vergessen sind und deren Wiederentdeckung lohnt.

„Die Kirche befriedigt keine Bedürfnisse, sie feiert Geheimnisse“. Diesen Satz, den Kardinal Carlo Maria Martini vor bald 25 Jahren in einem Dialog mit dem Schriftsteller Umberto Eco ausgesprochen hat, könnte man auch über das Buch von Ulrich Lehner stellen. Das größte dieser Geheimnisse ist das Mysterium Gottes selbst.

Thomas Marschler



Leserreise Burgund

Kultur und Genuss im Herzen Frankreichs

4. bis 9. Oktober 2020

BEAUNE | CASSISSIUM | DIJON | ABBAYE DE FONTENAY |
CHÂTEAU D'ÉPOISSES | SEMUR-EN-AUXOIS |
CHÂTEAUNEUF-EN-AUXOIS | VÉZELAY | CLUNY |
KLOSTER TOURNUS | FELSEN VON SOLUTRÉ | BESANÇON

Entdecken Sie exklusiv mit der Katholischen Sonntagszeitung eine der schönsten und kulturell vielfältigsten Regionen Frankreichs – das Burgund! Eine reiche Kulturgeschichte, die sich in historischen Stadtzentren, großen Klöstern und Abteien, Schlössern und Burgen zeigt, eine hervorragende Küche und natürlich sein Wein machen das Burgund zu einem attraktiven Reiseziel.

1. Tag AUGSBURG – BADEN-BADEN – BEAUNE

Anreise nach Beaune mit Stopp in Baden-Baden, das wir bei einer Stadtführung erkunden.

2. Tag BEAUNE – CASSISSIUM – DIJON

Am Vormittag Besichtigung des Hôtel-Dieu in Beaune und Stadtrundgang. Anschließend Führung im Cassissium mit Verkostung. Am Nachmittag Besichtigung von Dijon, der Hauptstadt Burgunds, mit seinen prachtvollen Gebäuden und zahlreichen Kirchen.

3. Tag CHÂTEAUNEUF-EN-AUXOIS – SEMUR-EN-AUXOIS – CHÂTEAU D'ÉPOISSES – ABBAYE DE FONTENAY

Nach einem Halt bei der imposanten Festungsanlage Châteauneuf-en-Auxois bummeln wir durch die malerische Kleinstadt Semur-en-Auxois. Führung durch das Château d'Époisses mit Käseverkostung. Anschließend Besichtigung der Abtei von Fontenay, einer der ältesten Zisterzienserabteien in Europa. Abendessen in einer „Ferme Auberge“.

4. Tag BASILIKA SAINTE-MARIE-MADELEINE IN VÉZELAY – WEINPROBE

Führung in der berühmten Basilika Sainte-Marie-Madeleine in Vézeley, Spaziergang durch den mittelalterlichen Ort. Danach Besuch einer Weinkellerei mit Weinprobe.

5. Tag CLUNY – FELSEN VON SOLUTRÉ – KLOSTER TOURNUS

Rundgang durch die Abtei von Cluny mit der einst größten Kirche der Christenheit. Halt beim Felsen von Solutré, dann Besuch der gut erhaltenen Abteikirche Saint-Philibert in Tournus. Abendessen in einem traditionellen Restaurant.

6. Tag BEAUNE – BESANÇON – AUGSBURG

Auf der Rückreise machen wir einen Zwischenstopp in Besançon, Hauptstadt der Region Franche-Comté, wo wir eine Stadtführung in deutscher Sprache erhalten.

Eine Reisebegleitung ist immer mit dabei. Die Reise wird veranstaltet von Hörmann-Reisen. Alle Fahrten erfolgen mit dem 5-Sterne-Fernreisebus „Luxus Class“.



Preis pro Person im DZ: EUR 1112,00

Abfahrt: 7.30 Uhr in Augsburg

Anmeldeschluss 31. Juli 2020

Reiseprogramm anfordern bei: Tel. 0821 50242-32 oder Fax 0821 50242-82 ·
Katholische Sonntagszeitung · Leserreisen · Postfach 11 19 20 · 86044 Augsburg ·
leserreise@katholische-sonntagszeitung.de



Ja, senden Sie mir umgehend Ihr Programm zur Leserreise „Burgund“

Name, Vorname

Straße, PLZ, Ort

Telefon

E-Mail



Papst Franziskus hat festgelegt, dass der dritte Sonntag im Jahreskreis der Feier, der Betrachtung und der Verbreitung des Wortes Gottes gewidmet sein soll. Er heißt künftig auch „Sonntag des Wortes Gottes“.

DIE BIBEL LEBEN TAG FÜR TAG

Sonntag, 26. Januar
Dritter Sonntag im Jahreskreis
Von da an begann Jesus zu verkünden: Kehrt um! Denn das Himmelreich ist nahe. (Mt 4,17)

Die Sendung Jesu beginnt mit der Einladung zur Erneuerung und Umkehr. Und diese zieht sich durch das gesamte Evangelium. Mit Jesus ist uns das Himmelreich ganz nahe gekommen. Er will in unseren Herzen wohnen. Wo kann ich heute diesen Himmel in mir wahrnehmen?

Montag, 27. Januar
Da rief er die Schriftgelehrten zu sich und belehrte sie in Gleichnissen. (Mk 3,23)

Jesus weist seine Gegner nicht ab, sondern gibt ihnen eine Chance, seinen Auftrag zu verstehen. Er ist in die Welt gekommen – für alle Menschen. Nicht jeder scheint seine Botschaft mit bereitem Herzen zu hören. Bitten wir den Herrn um ein weites Herz, in dem alle Platz haben, denen wir heute begegnen!

Dienstag, 28. Januar
Wer den Willen Gottes tut, der ist für mich Bruder und Schwester und Mutter. (Mk 3,35)

Der Wille Gottes kann sich in den kleinen, ganz alltäglichen Dingen verbergen. Mögen wir sie heute entdecken und tun! Und bitten wir den Herrn um den Geist der Unterscheidung, um zu erkennen, was aus seinem Geist heraus zu tun ist!

Mittwoch, 29. Januar
Auf guten Boden ist das Wort bei denen gesät, die es hören und aufnehmen und Frucht bringen, dreißigfach, sechzigfach und hundertfach. (Mk 4,20)

Jeder neue Tag ist wie ein Acker, der bereit sein will für Gottes Wort. Welches Wort der Schrift kann heute in meinem Lebensacker wachsen und zur Frucht

heranreifen? Für wen möchte ich gute Frucht bringen?

Donnerstag, 30. Januar
Nach dem Maß, mit dem ihr messt und zuteilt, wird euch zugeteilt werden, ja, es wird euch noch mehr gegeben. (Mk 4,24)

Gottes Maßstäbe übersteigen die menschlichen. In diesem Mehr offenbart sich Gottes Güte und Liebe zu uns Menschen. Wenn wir an unsere Grenzen kommen, ist es Gott, der Weite und Fülle schenkt. Lassen wir uns heute überraschen, wie Gott uns beschenken will!

Freitag, 31. Januar
Mit dem Reich Gottes ist es so, wie wenn ein Mann Samen auf seinen Acker sät; dann schläft er und steht wieder auf, es wird Nacht und wird Tag, der Samen keimt und wächst und der Mann weiß nicht, wie. (Mk 4,26f)

Wachstum geschieht im Kleinen und Verborgenen und im Dunkel der Erde. Es vollzieht sich ohne das Zutun des Menschen. Die wesentlichen Dinge können wir nicht selber machen, sie werden uns geschenkt. Möge uns dieses Geheimnis heute mit Dankbarkeit erfüllen!

Samstag, 1. Februar
Da stand Jesus auf, drohte dem Wind und sagte zu dem See: Schweig, sei still! Und der Wind legte sich und es trat völlige Stille ein. (Mk 4,39)

Jesus steht auf und beruhigt die Wasser. In alles hinein, was uns Angst macht, kommt er mit seiner Gegenwart, die Trost und Heil schenken will. Wir dürfen ihm vertrauen und glauben, dass er alle Wege mitgeht, auch die stürmischsten und dunkelsten. Beginnen wir heute mit einem Stück mehr Vertrauen!



Schwester Teresia Benedicta Weiner ist Priorin des Karmel Regina Martyrum Berlin.

Ihr Geschenk für Jugendliche!

Begeisterung wecken – YOU! ist das katholische Magazin für Jugendliche zwischen 12 und 18 Jahren. YOU!Magazin spricht junge Menschen in ihrer Sprache an.

Orientierung geben – YOU!Magazin greift die Themen auf, die Jugendliche beschäftigen: Stars, Musik, Kino, Liebe, aber auch Fragen zum Glauben und zur Kirche.

Freude schenken – Verschenken Sie YOU! Das Magazin erscheint alle zwei Monate und kann als Einzelheft oder als Abonnement bezogen werden.

YOU! MAGAZIN

www.youmagazin.com

Ja, ich verschenke YOU!Magazin

YOU!Magazin wird mit der nächsten erreichbaren Nummer zugestellt.

Einzelheft 2,90 EUR
 Schnupperabo* 7,00 EUR
 Jahres-Abo* 14,70 EUR
* nur für Neu-Abonnenten, verlängert sich nach Ablauf automatisch auf das Jahresabo zum Normalpreis

Bitte schicken Sie YOU!Magazin an:

Name / Vorname _____ Straße / Hausnummer _____

PLZ / Ort _____

Bitte schicken Sie die Rechnung an:

Name des Auftraggebers _____ Straße / Hausnummer _____

PLZ / Ort _____ E-Mail _____

IBAN _____ BIC _____

Zahlung per Bankeinzug
 gegen Rechnung

Datum _____ Unterschrift _____

Bitte ausfüllen und einsenden an:
 Sankt Ulrich Verlag GmbH, Leserservice,
 Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg, Telefon 0821/50242-53,
 Telefax 0821/50242-80, E-mail: info@youmagazin.com